

Berliner Volksblatt.

Organ für die Interessen der Arbeiter.

Das „Berliner Volksblatt“
 erscheint täglich Morgens außer nach Sonn- und Festtagen. Abonnementspreis für Berlin frei in's Haus vierteljährlich 4 Mark, monatlich 1,35 Mark, wöchentlich 35 Pf. Postabonnement 4 Mark. Einzelne Nummer 5 Pf. Sonntags-Nummer mit dem „Sonntags-Blatt“ 10 Pf. (Eingetragen in der Postzeitungspreisliste für 1888 unter Nr. 849.)

Insertionsgebühr
 beträgt für die 4 gespaltene Petitzeile oder deren Raum 25 Pf. Arbeitsmarkt 10 Pf. Bei größeren Aufträgen hoher Rabatt nach Uebereinkunft. Inserate werden bis 4 Uhr Nachmittags in der Expedition, Berlin SW., Zimmerstraße 44, sowie von allen Annoncen-Bureaux, ohne Erhöhung des Preises, angenommen.

Redaktion: Benthstraße 2. — Expedition: Zimmerstraße 44.

Wirren in Frankreich.

Was Frankreich am meisten fehlt, ist eine freiheitliche und ausgleichende Umgestaltung der sozialökonomischen Zustände dieses unter einem demokratischen Regimente stehenden Landes. Aber man kommt gerade nach dieser Seite hin sehr langsam vorwärts, wie wir jüngst an dem Stande der französischen Fabrikgesetzgebung erwiesen haben. Um so üppiger gedeiht der Parteihader, der nachgerade für die Republik lebensgefährlich wird. Man weiß zwar immer noch nicht, ob man den „Präsidenten“ Boulanger, dessen Wagen von den vereinigten Reaktionsären vorwärts geschoben wird, ernst nehmen soll oder nicht. Aber gerade die Präsidenten, bei denen man dies nicht recht weiß, sind oft die gefährlichsten.

Die Republik trauert immer noch an der Erbschaft, die ihr Gambetta hinterlassen hat. Wir haben das Genie dieses Staatsmannes, das namentlich in der Krisis von 1870—71 so eminent hervortrat, niemals bestritten. Aber dieser Mann schien nur groß im Kampfe zu sein. Er stürzte Mac Mahon und stürzte eine Reihe von Regierungen. Dagegen waren seine positiven Schöpfungen meistens schwach, und gerade der Gedanke, welcher bei ihm zur fixen Idee geworden war, hat sehr viel dazu beigetragen, die normale Fortentwicklung der Republik zu stören. Wir meinen die unglückselige Frage der Listenwahl. Wir begreifen sehr wohl, daß man die Listenwahl dem System, welches auf Wahlkreise oder Arrondissements gegründet ist, vorziehen kann, denn bei dem Wahlkreisystem kann es sich, wie wir in Deutschland sehen, so gestalten, daß eine Partei im Parlament dominiert, die gar nicht bei den Wählern die Majorität hat. Aber die Listenwahl setzt feste, geordnete Zustände voraus und nicht ein unaufhörliches Schwanken, wie es in Frankreich schon seit Jahren zu sehen ist. Ohnedies hatte Gambetta das Listenstruktium auf seine persönliche Interessen zugeschnitten; er feuerte offenbar dahin, als „Großwähler“ an der Spitze der Listen zu stehen und so durch das Ansehen seines Namens seiner Partei die erdrückende Majorität in der Volksvertretung zu schaffen. Indem Gambetta, eigenmächtig und hartnäckig diesem Traumbild von politischer Macht nachjagte, brachte er Frankreich in mehrere tief eingreifende Krisen und zog sich selbst einige Niederlagen zu, die seinem Ansehen nicht wenig Abbruch thaten. Als er noch in der Vollkraft seines Mannesalters unerwartet starb, hätte die Demokratie sehr wohl daran gethan, die Idee des Listenstruktiums fallen zu lassen. Allein man hielt jäh daran fest und brachte sie endlich auch zur Verwirklichung. Der Erfolg war — eine ungeheure Verstärkung der reaktionären Parteien in der Volksvertretung, so daß man bei der praktischen Erprobung der Listenwahl im ersten Schreck meinte, die Staatsform sei

abermals in Frage gestellt. Dem war allerdings nicht so; aber die Demokratie sah sich nun in die drangvolle Lage gebracht, sich den Gefahren der Listenwahl auszuweichen oder die Wahl nach Arrondissements wieder einzuführen. Darüber ist ein heftiger Streit ausgebrochen, denn Floquet ist für Abschaffung der Listenwahl, während Clemenceau sie beibehalten will. Die Folge wird wahrscheinlich der Sturz des Ministeriums Floquet sein.

Aber noch ein anderer Streitpunkt hat den Zwist bei den Radikalen vertieft; es ist die Frage der Revision der Verfassung. Floquet will die Revision verschoben, Clemenceau will sie vorgenommen wissen. Wir sympathisieren weder mit Floquet noch mit Clemenceau, allein wir müssen gestehen, daß uns die Ansicht von Floquet die richtige zu sein scheint. Denn die Revision der Verfassung ist ja gerade die Hauptforderung des Generals Bum, des Präsidenten Boulanger, der damit seinen anderen Zweck verfolgt, als Frankreich in Verwirrung zu stürzen, damit die Reaktionsäre im Krüden fischen können. Boulanger in dieser Forderung unterstützen heißt leichtfertig die Republik gefährden, denn kein Moment im Staatsleben kann schlechter zur Revision einer Verfassung gewählt sein, als der Moment, in dem es sich darum handelt, ob ein der Verfassung feindlicher Präsident ernst zu nehmen ist oder nicht.

Aber Clemenceau und Genossen denken vielleicht dem Boulangismus die Spitze abzubrechen, indem sie seine Hauptforderung bewilligen. Das ginge schon an, wenn man eine Garantie dafür hätte, wie die Revision ausfallen wird. Aber diese Garantie ist eben nicht da und die Gefahr für die Republik besteht darin, daß man nicht weiß, was herauskommen wird, wenn man einmal an's Revidiren geht. Denn eine Bürgschaft für eine Revision in demokratischem Sinn können die Republikaner nicht geben, da sie bei ihrer Zerrissenheit oft die reaktionären Machinationen fördern.

Diese Situation ist eine durchaus traurige; sie zeigt uns eben wiederum, daß in Frankreich eine Menge von Staatsmännern den Parteihader mit den Interessen der Republik verwechseln. Dabei wird dem Lande nur ab und zu ein nothdürftiger Brocken von dem gewährt, dessen es am dringendsten bedarf, an sozialen resp. sozialökonomischen Reformen. Der Boulangismus würde sicherlich in sich selbst zusammenschrumpfen, wenn die demokratischen Parteien sich entschließen könnten, das öde Parteigezänke aufzugeben und ernsthaft an die Befreiung der schreiendsten Mißstände zu gehen. Aber die Streber und die Ehrgeizigen, die sich in die öffentlichen Gewalten eindrängen, wollen den Interessen des gesammten Volkes eben keine Konzessionen machen.

Was aus alledem werden kann und werden wird, läßt sich nicht absehen. Gewiß ist nur, daß, wenn die französische Demokratie unfähig ist, diese inneren Krisen zu bestehen und wenn sie Frankreich in die Hände des Präsidenten fallen läßt — daß dann ein demokratisches Frankreich auf lange hinaus eine Unmöglichkeit sein wird.

Original-Korrespondenzen.

Dresden, 30. September. Die Dresdener Polizei hat abermals ein Verbot einer Versammlung auf § 9 des Sozialistengesetzes ausgesprochen und zwar erfolgte dieselbe wegen des Referenten, des Abg. Singer, der nächsten Freitag in einer Volksversammlung über die Alters- und Invalidenversicherung sprechen wollte. Der Grund soll sein, daß Singer, als er vor zwei Jahren hier in einer Versammlung sprach und dabei von dem Polizeibeamten wegen seiner Kritik des Bundesrats unterbrochen wurde, erklärte, „keine Macht der Erde werde ihn abhalten, zu sagen, was er für Wahrheit halte.“ Damals wurde auf Grund dieses Ausspruchs Singer das Wort entzogen und nach zwei Jahren dient er aufs Neue als Begründung, eine Versammlung auf Grund des § 9 des Sozialistengesetzes zu verbieten. Dieser Singer'sche Ausspruch war also bei der Dresdener Polizei von wahrhaft erschütternder Wirkung. Gegen das Verbot wird Beschwerde erhoben werden. Aber dasselbe hat auch eine humoristische Seite. Als der Anmelder der Versammlung den Beamten fragte, ob denn der Abg. Bedel sprechen dürfe, erhielt er die Antwort: Dem sände nichts entgegen. In Berlin darf, wie Herr v. Puttlamer im Reichstage erklärte, Bedel nicht sprechen, weil er zu gefährlich sei und in Dresden ist man anderer Meinung und erklärt ihn für den Harmlosen und Singer für den Gefährlichen. Und da sage man noch, daß ein Gesetz, das eine so verächtliche Auslegung zuläßt, nicht ein vorzügliches Gesetz sei. Es ist die reine Ironie, ganz für die behördliche Willkür geschaffen.

Politische Uebersicht.

Ihr habt es so gewollt! Die Einfuhr fremder Diensthoten — denn treffender läßt sich der Handel, der mit den Diensthoten aus Polen und Schlessen nach dem diesseitigen Herzogthum betrieben wird, nicht nennen — ist für die hier zu Lande bestehenden gesellschaftlichen Verhältnisse durchaus zum Schaden. — Also zu lesen in einem Organ, welches, wenn es galt, die „aufwüthenden, unzufriedenen“ Arbeiter zu verdrängen, stets darauf bedacht war, „zufriedene“ Arbeiter aus dem Auslande „heranzulooten“. Es ist das „Leipziger Tageblatt“, welchem diese nationalliberale Pufferei aus Allenburg geschildert wird. — Um dieses Uebel zu begründen, folgt dann die Erzählung eines abentheuerlichen Ereignisses, den importirte polnische Arbeiter zu Neudorf verübt haben. Die fremden „Diensthoten“ haben sich also plöblich in „Arbeiter“ verwandelt. Und vermuthlich waren es auch von vornherein Arbeiter, welche aus leicht erhaltbaren Gründen an der Spitze der Korrespondenz in „Diensthoten“ verwandelt worden waren, so daß also

Feuilleton.

[Kochend verboten.]

Die Ritter der Arbeit.

Aus dem Amerikanischen des Jor.

Uebersetzt von Natalis Stebnecht.

Kapitel III.

Das Hauptquartier der Arbeit.

Zwei schmale, aber gut erhaltene, Treppen am äußersten Ende eines Geschäftshauses, und wenige Schritte von der Pennsylvania Avenue und mehrere Blocks von dem Capitol entfernt, führen zu der den Eingeweihten unter diesem Namen bekannten Halle der Ritter der Arbeit. Einige Spekulanten argwöhnen, daß hier ein Rendezvous-Platz für unzufriedene Arbeiter sei. Aber das große Publikum der Pennsylvania-Avenue entlang, selbst die richtigen Staatsmänner unseres eiserne Zeitalters miteinander geschlossen, lassen sich nicht träumen, daß das Gemurmel der Stimmen, das gelegentlich durch die Fenster des dritten Stocks bis zur Straße herunterdringt, von den treuen Vorkämpfern der großen Arbeiterbewegung herrührt, welche die Weisheit und Geschicklichkeit der nationalen Gesetzgeber, die vor Jahren den Arbeitern schöne Versprechungen gemacht und den Kapitalisten eine gute Gesetzgebung gegeben haben, einer scharfen Kritik unterwerfen. Hier sind sie an diesem herrlichen Sonntag Nachmittag, und in den Schranken des Vorzimmers und der Halle selbst konnte man die Freibriefe (Charters) von sieben bis acht „Versammlungen“, welche seit den ersten Kämpfen der „Versammlung Nr. 1644“ ertheilt worden sind, finden. Maurer, Zimmerer, Maler, Blechschmiede, Metallarbeiter, Ziegelbrenner, Steinmetzen u. s. w. hatten sich ver-

einigt und ein Jeder betrachtete die Zurückweisung des dem Anderen zugefügten Unrechts als gemeinsame Pflicht. Es ist keine förmliche Zusammenkunft; die Halle ist an Sonntagen den Rittern der Arbeit ein Klubzimmer; Mitglieder stellen sich ein, plaudern einige Minuten und gehen wieder; aber in diesen schwierigen Zeiten findet man mit der Regelmäßigkeit des Sonntags eine Anzahl von Männern aus den verschiedenen Gewerken, die früh kommen und spät gehen. Dort ist Myron Lesboh, einer der ersten von Nr. 1644. Er ist überlegt, hat einen länglichen Kopf und ist niemals entmuthigt; er spricht wenig, denkt aber immer und bringt es fertig, aus jeder Niederlage einen greifbaren Gewinn zu ziehen; kurz und gut, ein Philosoph. Seine „Versammlung“ hat die erste Schlacht geschlagen und den ersten Sieg für die Arbeit gewonnen. Statt möglicher zwei Dollars den Tag bis herunter bis zu einem reinen Nichts wurde ein Lohnsatz von zwei und ein halb Dollars für jeden ordentlichen Maurer der Stadt verlangt und durchgeführt.

Jack Nolar, der erste Boycotter des Distrikts, redet mit Lesboh. Er ist von jedem Mitglied des Ordens und wohl auch sonst von Jedermann geliebt. Sein silberweißes Haar widerspricht seiner jugendlichen Lebenskraft. Noch kein junger Mann ist eingeweiht worden, der früher aufsteht, länger ausbleiben und für's allgemeine Beste, für eine andere Gewerkschaft oder für einen leidenden Bruder mehr thun könnte, als dieser kräftige Patriarch „der Ritter der Arbeit“. Er war in der alten Heimath zuerst im Geiste des Gewerkschaftswesens erzogen worden. Er war bei der Geburt und dem Begräbniß mancher Arbeiterorganisation, und sein Glaube an Agitation, Organisation und Ziehung hat niemals gewankt. Seine Erfahrung lehrte ihn, daß eine Verschmelzung aller Arbeiter unwiderrstehlich sein würde und obgleich sein Gewerbe schon eine unabhängige Organisation besaß, ruhte er doch nicht, bis sie ein Theil der Ritter der Arbeit war.

Jack hatte die Prinzipien des neuen Ordens aufmerksam studirt und alle in sich aufgenommen, selbst die Abneigung gegen die Streiks, an deren Stelle Schiedsgerichte treten sollten. Er war schon in viele Streiks verwickelt gewesen und hatte dabei mehr gelitten als die Meister. Bei seiner Bekanntschaft mit den Vorkommnissen seines Geburtslandes war ihm die Angelegenheit des Kapitän Boycott und der Farmer von Irland nicht entgangen. Er sah sofort, wie dieselbe Waffe bei gutem Zusammenwirken für die Arbeiter gebraucht werden könnte. Die Ritter der Arbeit, welche alle Arbeiter ohne Rücksicht auf ihre Gewerbe organisirten, sorgten für das nöthige Zusammenwirken und Jack Nolar fand bald Gelegenheit, seinen „kleinen Schiedsgerichtsmahner“ zu erproben.

Ein Tuchhändler und Konfektionschneider hatte seine Angestellten schlecht behandelt. Jack Nolar stellte in einer Versammlung den Antrag, sie sollten den Boycott in aller Form erklären. Die Leute wollten jedoch den Nutzen nicht einsehen. Man hatte sie gelehrt, daß ein Streik das einzige Mittel gegen solche Praktiken sei, aber der alte vielerfahrene Knabe setzte ihnen auseinander, daß sie zu den Rittern der Arbeit gehörten und daß das einem einzelnen zugefügte Unrecht die gemeinsame Sache Aller sei, daß die Arbeiter des Distrikts Kleider brauchten und daß sie durch ihre Kundschaft den Tuchhändler und Konfektionschneider unterstützten. Ein gemeinames Vorgehen würde dieser Unterstützung ein Ende machen und dem Geldbeutel des Sünders — wohl der empfindlichsten Theil seiner Person — würde unendlich mehr darunter leiden, als wenn er seinen Arbeitern das gewährte, was sie das Recht hätten zu beanspruchen. Nachdem er seine eigne „Versammlung“ gewonnen hatte, besuchte Jack mit einem Komitee die Schwelgerversammlung, besüßworte das neue Evangelium des Boycotts, bis er Alle dazu brachte, diese Waffe auch wirklich anzuwenden. Jack's

¹⁾ Häuserquadrate. Die amerikanischen Städte sind meistens Damendreitartig gebaut. — Die Quadrate werden durch gerade Straßen getrennt, und die einzelnen Quadrate heißen Blocks.

¹⁾ Die alte Heimath — the old home — ist in der Sprache der Amerikaner England.

¹⁾ „Little arbitration persuader“ — ein kleiner Schiedsgerichtsmahner, eigentlich: Uebersetzer von der Nothwendigkeit der Schiedsgerichte — so wird der Boycott von amerikanischen Arbeitern genannt.

eigentlich nur eine Rückverwandlung vorliegt. Die leicht errathbaren Gründe des „Tageblatts“ sind, daß es auf die sächsischen und insbesondere die Leipziger Innungsmeister und sonstige Leute dieser Art, welche den Import fremder Arbeiter systematisch betreiben, Rücksicht zu nehmen hat. Das diehiesige Arbeiterimport in Astenburg ist nämlich nichts, verglichen mit dem schwingvollen Geschäft, welches die sächsischen Innungsmeister und Konsorten in dieser Richtung betreiben. „Der Schutz der nationalen Arbeit“, den sie auf ihre Fahnen geschrieben haben, bedeutet: Import der denkbar billigsten ausländischen Arbeitermaterials. Auf moralische Qualifikation, auf Loyalität kommt es nicht an — wenn der Importartikel nur billig ist und sich behandeln läßt wie ein Hund. Ob's Polen sind, oder Italiener oder Chinesen — das ist diesen patriotischen Viedermännern, die den „Schutz der nationalen Arbeit“ auf ihre Fahnen geschrieben haben ganz und gar einerlei — wenn die Waare nur billig ist. Die gestifteten deutschen Arbeiter, die nicht wie Hunde behandelt sein wollen, sondern sich als Menschen fühlen und eine menschenwürdige Stellung verlangen — sie sind „Umsfürler“, staatsgerichtliche Sozialdemokraten — und mögen außer Landes gehen. Nun — die guten Arbeiter gehen auch zum großen Theil außer Landes — in Staaten, wo man den Werth eines intelligenten Arbeiters besser zu schätzen weiß, und die importirte billige „Arbeitswaare“ fesselt sich gelegentlich so auf, wie es in der Korrespondenz des „Leipziger Tageblatt“ geschildert ist. Haben die braven Beschützer und Pfleger der „nationalen Arbeit“ dann ihr Ziel erreicht — sind die intelligenten deutschen Arbeiter glücklich nach Amerika und in die Dienste der weiteroberden amerikanischen Kapitalisten gejagt — und wird den sächsischen „Arbeitsgebern“, welche die Leistungen der billigen ausländischen und nicht „nationalen“ Arbeitswaare vorziehen, der Weltmarkt entzissen, was unsehbar die Folge sein wird, so können wir den Herren nur das Mollière'sche Wort zurufen: Tu l'as voulu, Georges Dandin — Ihr habt es so gewollt!

Zur Wahlbeeinflussung. Anlässlich des kürzlich auch von uns erwähnten Kreiswahlens des Landraths von Borsen, betreffend die konservative Wahlpolitik der Schullehrer wird uns aus Sachsen geschrieben: Aehnliche Kreiswahlen wie dieses, nur allgemeineren, umfassenderen Inhalts, dagegen vorsichtiger in der Form, wurden bei der letzten Reichstagswahl offenbar nach gemeinsamem Plan in ganz Deutschland versandt, namentlich auch in Sachsen. Nur daß die Personen, welche diese Kreiswahlen erließen, höherer Weisung zufolge Alles vermieden, was ihrer Aktion formell den Schein amtlichen Charakters verleihen konnte. Die Schreiben waren äußerlich rein privater Natur oder gingen von Wahlkomitees aus, waren aber so gehalten, daß keiner der Empfänger daran zweifeln konnte, das Schreiben drücke nicht bloß die Meinung, sondern sogar den Willen, ja den Befehl der Behörden, und zwar der obersten Behörden aus. Die Aufforderung war so dringend, daß die Empfänger glauben mußten, sich hohes und höchstes Mißfallen zuzuziehen und materielle Nachtheile zu erleiden, wenn sie nicht Folge leisteten und sich nicht an die Agitation für die Kandidatendaten beteiligten. Diese maskirte Art der Wahlbeeinflussung wird aller Wahrscheinlichkeit nach auch bei den nächsten Wahlen eine Rolle spielen — jedenfalls ist der bekannte Erlaß des preussischen Ministers des Innern kaum geeignet, sie zu verhindern.

Die nächste Reichstagsession. Für den Beginn der neuen Reichstagsession ist, so schreibt die „Magd. Stg.“, ein Tag in der zweiten Hälfte des November in Aussicht genommen. Es wird, wie man annimmt, möglich sein, bis dahin nicht nur den Reichshaushalt, sondern auch die Altersversicherungsvorlage fertig zu stellen, so daß es dem Reichstag für die erste Zeit nicht an Beschäftigung fehlen wird. Die Vorlegung des Altersversicherungsentwurfs gleich am Anfang der Session ist fast unerlässliche Vorbedingung des Zustandekommens des Gesetzes. Dasselbe wird jedenfalls in eine Kommission unterliegen, da eine Reihe der wichtigsten Bestimmungen auf lebhafteste Meinungsverschiedenheiten stoßen werden. Im allgemeinen wird man einer ruhigen, sachlichen und wohl auch nicht allzu ausgeprägten Session entgegensehen dürfen.

Der Geschäftsbericht der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft, welcher in der am Freitag Abend stattgehabten Generalversammlung zur Verteilung gelangte, enthält an folienpolitischen Mittheilungen weder neues noch interessantes. Ueber das Abkommen der Gesellschaft mit dem Sultan von Sansibar wegen Uebernahme der Verwaltung der Küste macht der Bericht nachstehende Angaben: „Das Abkommen mit dem Sultan, welcher unserer Gesellschaft die gesamte Verwaltung der Küstenterritorien der deutschen Ostküstenterritorien auf 50 Jahre übertragen hat, geht in finanzieller Hinsicht dahin, daß unsere Gesellschaft im ersten Jahre gegen eine Geschäftsgebühr von 5 pCt. des Gesamtvertrages für Rechnung des Sultans arbeitet, indem die Verwaltungskosten bis zu 250 000 M. zu seinen Lasten sind, und daß nach Erfahrung dieses Probejahres die Höhe der späteren Jahresabfindung an den Sultan bestimmt wird, wobei

indessen unsere Gesellschaft alle drei Jahre eine andere Festsetzung der Pachtsumme anzuregen befaßt ist. Wir haben damit gleichzeitig die gesamte Landesverwaltung in polizeilicher, richterlicher und jeder anderen Hinsicht übernommen und werden diese Rechte im Namen des Sultans vorwiegend mittelst unserer im Soldienste Angestellten wahrnehmen.“

Aus dieser in ziemlich unverständlicher Fassung gehaltenen Mittheilung geht hervor, daß die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft in dem ersten Jahre der Verwaltung dem Sultan noch keine Pachtsumme zahlt, sondern für die von ihr geführte Verwaltung 5 pCt. des Gesamtvertrages vom Sultan erhält, und der Sultan auch die Verwaltungskosten bis zur Höhe von 250 000 M. trägt. Auf Grund der sich im ersten Jahre ergebenden finanziellen Resultate wird alsdann die von der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft zu zahlende Pachtsumme bemessen.

Seltam klingt es, wenn die Gesellschaft anführt, daß sie auch die gesamte Landesverwaltung in polizeilicher u. d. Hinsicht übernommen habe. Wie wenig die Gesellschaft in der Lage ist, diese Verpflichtung zu erfüllen, beweisen die neuesten Vorgänge bei dem Aufstande der Eingeborenen an der Küste. Von diesem Aufstande selbst wird übrigens von der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft noch immer nichts berichtet. Die in Asten ernannten Beamten der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft sollen die Namen Krüger und Deller führen.

In Bezug auf die Mehrüberschüsse der Staatsbahnen im laufenden Etatsjahre wird offiziell geschrieben, daß die gesetzmäßige Tilgung der Eisenbahnschuld einen ungleich höheren Betrag erfordert, als nach den Reineinnahmen der Bahnen Mehrüberschüsse zu erwarten ist. — Unter „gesetzmäßiger Tilgung der Schuld“ ist bekanntlich keine Verbindlichkeit zur Schuldentilgung gegenüber den Staatsgläubigern zu verstehen, sondern nur jene Schablone über die Verwendung von Ueberschüssen, welche bei der Verstaatlichung der Eisenbahnen aufgestellt wurde. Dieses Gesetz kann jeder Zeit durch den Staatshaushaltsetat unwirksam gemacht werden. Auch dieser offizielle Korrespondent unterläßt es, anzugeben, wie hoch sich in dem bereits abgelaufenen Etatsjahre 1887/88 der Mehrüberschuss der Staatsbahnen und des Staatshaushalts belaufen hat. Gerade dieser Ueberschuss geht aber noch weit hinaus über dasjenige, was zur „gesetzmäßigen Tilgung der Schuld“ erforderlich ist. Im übrigen schließt der Artikel mit folgender allgemeinen Versicherung, unter der sich jeder denken kann, was er will: „Insofern die Gestaltung der Reichsfinanzen und der eigenen Einnahmen Preußens aber die Möglichkeit bieten, weitere Steuererleichterungen vorzunehmen, so würden dafür ohne Frage in der nächsten Session des Landtags, wie dies der Finanzminister bei der Beratung des Schuldenentwurfes bereits ausgeführt hat, die notwendigen Vorlagen gemacht werden.“ — Die Vorlage, von der der Finanzminister bei der Beratung des Schuldenentwurfes gesprochen hat, betrifft nur eine Erhöhung der Summe für die Entlastung der Schulgemeinden von 20 auf 30 Millionen, also nur den niedrigen Betrag von 10 Millionen Mark.

Die Einnahmen der Reichskasse betragen für die Zeit vom 1. April abzüglich der Ausfuhrvergütungen und Verwaltungskosten bei den nachberechneten Einnahmen bis Ende August 1888: Bälle 96 415 665 M. (— 635 206 M.), Tabaksteuer 2 825 209 M. (— 206 242 M.), Zucksteuer 15 460 986 M. (+ 1 711 741 M.), Salzsteuer 14 781 941 M. (+ 283 849 M.), Meißelbottich- und Branntweinmaterialsteuer 5 015 237 M. (— 11 386 091 M.), Verbrauchsabgabe von Branntwein und Zuschlag zu derselben 26 765 297 M. (+ 9 278 312 M.), Brauststeuer und Uebergangsabgabe von Bier 8 875 102 M. (+ 443 186 M.); Summa 179 427 749 M. (+ 27 067 340 M.). — Spielkartenstempel 487 093 M. (+ 14 055 M.). Zur Anschreibung gelangt sind einschließend der kreditirten Beträge: Bälle 111 402 963 M. (+ 5 851 592 M.), Tabaksteuer 3 215 708 M. (+ 31 607 M.), Zucksteuer — 89 654 087 M. (+ 20 960 603 M.), Salzsteuer 14 392 398 M. (+ 219 393 M.), Meißelbottich- und Branntweinmaterialsteuer — 918 700 M. (— 13 138 097 M.), Verbrauchsabgabe von Branntwein und Zuschlag zu derselben 42 079 626 M. (+ 42 079 626 M.), Nachsteuer für Branntwein 5160 M. (+ 5160 M.), Brauststeuer 9 393 043 M. (+ 401 394 M.), Uebergangsabgabe von Bier 1 061 748 M. (+ 116 474 M.); Summe 90 977 359 M. (+ 56 527 757 M.). — Spielkartenstempel 369 368 M. (+ 15 844 M.), Weichselstempelsteuer 2 786 932 M. (+ 24 222 M.), Stempelsteuer für a) Wertpapiere 2 954 744 M. (+ 944 465 M.), b) Kauf- und sonstige Anschaffungsgegenstände 4 552 165 M. (+ 1 659 966 M.), c) Loose zu Privatlotterien 193 042 M. (— 53 090 M.), Staatslotterien 2 377 459 M. (+ 60 513 M.), Post- und Telegraphenverwaltung 78 690 106 M. (+ 4 553 492 M.), Reichs-Eisenbahn-Verwaltung 21 172 500 M. (+ 610 500 M.).

Graf Wilhelm v. Bismarck, Landrath zu Hanau, soll nunmehr, wie die „Kreuzzeitung“ meldet, zum Regierungspräsidenten in Hannover befördert werden, nach dem bevorstehenden Rücktritt des Herrn v. Kranach dafelbst. — Ob dies Herr v. Bismarck wohl sehr angenehm sein dürfte?

Prophezeiung traf ein. Der erste Boycott war ein glänzender Erfolg und es dauerte nur wenige Wochen, bis der Luchhändler und Konfektionschneider sich einem Schiedsgericht unterwarf. Seitdem hat er die Kundschaft der Arbeiter wieder und sie ist so einträulich, daß er sich bereits den schönsten kaufmännischen Palast der ganzen Stadt erbauen konnte.

Der ist ferner Alexander Tenacit. Man sieht ihn zwar nicht so häufig bei den Zusammenkünften, er ist aber ein wunderbar zäher und zuverlässiger Bursche, seine höchste Sorge ist immer das Wohl seiner „Versammlung“. Er ist oft geprüft worden und hat die Probe stets trefflich bestanden.

Wie soll ich Ernest Constance beschreiben? Ein Mann, der 10 Stunden täglich in seinem Gewerbe arbeitet, der nur den denkbar geringsten Theil seiner „freien“ Zeit für sich zum Essen und Schlafen beansprucht und den Rest der Arbeitstaxe widmet. Er spricht nur selten und dann nur, wenn er über die Ergebnisse seiner Thätigkeit zu berichten hat. Man hört ihm aber stets mit der größten Aufmerksamkeit zu. Die Geschichte eines Zinnarbeiter-Komitees, das einem Brauer-Millionär seine Aufwartung machte und ein Schiedsgericht anbot, aber hochmüthig behandelt und verächtlich abgewiesen ward — diese Geschichte, von ihm in einfachen Worten erzählt, die den Stempel der Wahrheit trugen, rief einen solchen Sturm der Entrüstung unter den vereinigten Arbeitern hervor, daß das scheidbare Schwert des Boycotts fast von selbst aus der Scheide sprang. Wie er diesem anmaßenden Brauer entgegentrat, wie er ihn in einer Versammlung von Leuten seines eigenen Geschäftszweigs in einer Rede von 3 Minuten zu Boden schmettete, — wie dieser Brauer auf Gnade und Ungnade sich ergeben mußte, — alles das wird lange im Gedächtniß der Freunde bleiben, denen Bruder Constance so lange und so treu gebietet hat.

Joseph Farwell ist auch ein Mitglied dieser Gruppe, ein junger Mann, der die ihm gewordene Aufgabe völlig beherrscht. Er brauchte nur von den Prinzipien und Zielen der Arbeiter unterrichtet zu werden, um ihr begeistertes Fürsprecher zu werden. Seine Gewerke waren

schon organisiert, und er brachte seine „Union“ (Arbes-Union) als ganze Körperschaft in die Organisation des Ordens. Joe¹⁾ steht mit seinen hier erwähnten Brüdern auf jener Höhe des Klassenbewußtseins, welche jedes Zusammengehen mit irgend einer der alten politischen Parteien ausschließt. Er arbeitete unaufhörlich, seitdem er dem Orden sich angeschlossen, und ist mit den höchsten Vertrauensstellen belohnt worden. Er gehört für sein ganzes Leben der Partei — und erwartet bestimmt, daß er lange genug leben wird, um noch Sieg! rufen zu können.

Als einen der Ersten, wenn auch zuletzt, nennen wir noch jenen festen, unermüdbaren, niemals sich ergebenden Kämpfer Lucien Denmar, der in der vordersten Reihe stand, als die Bewegung begann, der jetzt noch in der vordersten Reihe steht und in ihr stehen wird, so lange sein Leben währt. Er ist kein Redner, aber was für ein Arbeiter! Ein Organisator, der niemals müßig ist. Seine Freunde, deren Namen Legion ist, wünschen, daß er reich genug wäre, um seine ganze Zeit dem großen Werke weihen zu können. Er vermulhet, daß auch mehrere Wisse ihm die Seligkeit des Paradieses gönnten, wenn er nur auswandern wollte!

Außer den Genannten giebt es auch noch andere, die ebenso gut sind, aber der Raum ist zu beschränkt und ich muß auf das Vergnügen, sie zu erwähnen, hier verzichten. Alle diese Männer gehören zu den geschicktesten Arbeitern ihres Gewerkes und sind stets beschäftigt.

Doch nein, noch Einer ist da, an dem wir ein besonderes Interesse nehmen, obgleich er bis jetzt als Ritter der Arbeit kaum bekannt ist. Hr. Harry Wallace, der Freund und Studiengenosse von Miß Maud Simpson, hat sich vor kurzem dem Orden angeschlossen und benützt jede Gelegenheit, sich mit den Prinzipien und Zielen der Bewegung vertraut zu machen. Seit seiner frühesten Jugend war er eifrig bemüht, alle geistige Nahrung, die sich ihm nur irgend darbot, aufzunehmen und zu verdauen. Von einer praktischen Vereinigung von

¹⁾ Joe (sprich Dickob) ist Abkürzung für Joseph.

Die über alle Beschreibung erschlichenen Leiden des Abgeordneten Bräcker hat die Kunst der Ärzte immer noch weder zu heben, noch im geringsten zu lindern vermocht, trotzdem aller mögliche Eifer seitens der beiden ihn behandelnden Aerzte und die denkbar beste Pflege seitens der Familie des Unglücklichen angewandt wird. Heute, so schreiben die „Schles. Nachr.“, am 28. d. M., ist die so lange hinausgeschobene gefahrvolle Operation jedoch unabwendbare Nothwendigkeit geworden und gelangte im Allerheiligenhospital zur Ausführung. Ob sie dem übermäßig Duldenden Hilfe bringen wird, läßt sich leider keineswegs mit Sicherheit voraussagen.

Hamburg, 30. September. Wegen Verdachts, das Tagebuch des Kronprinzen an die „Deutsche Rundschau“ eingesandt zu haben, ist Geheimrath Prof. Geffken, welcher Sonnabend Abend 10½ Uhr aus Helgoland zurückkehrte, am Bahnhofe in Untersuchungshaft genommen worden. Professor Geffken hatte sich selbst den Verdicten gestellt.

In Föllen und gemeinschaftlichen Verbrauchssteuer sowie anderen Einnahmen sind im Reich für die Zeit vom 1. April 1888 bis zum Schluß des Monats August 1888, einschließend der kreditirten Beträge zur Anschreibung gelangt: Bälle 111 402 963 M. (+ 5 851 592 M.), Tabaksteuer 3 215 708 M. (+ 31 607 M.), Zucksteuer — 89 654 087 M. (+ 20 960 603 M.), Salzsteuer 14 392 398 M. (+ 219 393 M.), Meißelbottich- und Branntweinmaterialsteuer — 918 700 M. (— 13 138 097 M.), Verbrauchsabgabe von Branntwein und Zuschlag zu derselben 42 079 626 M. (+ 42 079 626 M.), Nachsteuer für Branntwein 5160 M. (+ 5160 M.), Brauststeuer 9 393 043 M. (+ 401 394 M.), Uebergangsabgabe von Bier 1 061 748 M. (+ 116 474 M.); Summe 90 977 359 M. (+ 56 527 757 M.), Spielkartenstempel 369 368 M. (+ 15 844 M.), Weichselstempelsteuer 2 786 932 M. (+ 24 222 M.), Stempelsteuer für a) Wertpapiere 2 954 744 M. (+ 944 465 M.), b) Kauf- und sonstige Anschaffungsgegenstände 4 552 165 M. (+ 1 659 966 M.), c) Loose zu Privatlotterien 193 042 M. (— 53 090 M.), Staatslotterien 2 377 459 M. (+ 60 513 M.), Post- und Telegraphen-Verwaltung 78 690 106 M. (+ 4 553 492 M.), Reichs-Eisenbahn-Verwaltung 21 172 500 M. (+ 610 500 M.). — Die zur Reichskasse gelangte Netto-Einnahme, abzüglich der Ausfuhrvergütungen und Verwaltungskosten, beträgt bei den nachberechneten Einnahmen bis Ende August 1888: Bälle 96 415 665 M. (— 635 206 M.), Tabaksteuer 2 825 209 M. (— 206 242 M.), Zucksteuer 15 460 986 M. (+ 1 711 741 M.), Salzsteuer 14 781 941 M. (+ 283 859 M.), Meißelbottich- und Branntweinmaterialsteuer 5 025 237 M. (— 10 386 091 M.), Verbrauchsabgabe von Branntwein und Zuschlag zu derselben 26 765 297 M. (+ 26 765 297 M.), Nachsteuer für Branntwein 9 287 312 M. (+ 9 287 312 M.), Brauststeuer und Uebergangsabgabe von Bier 8 875 102 M. (+ 443 186 M.); Summe 179 427 749 M. (+ 27 067 340 M.) Spielkartenstempel 487 093 M. (+ 14 055 M.)

Schweiz.

Unter den Postulaten, welche in den letzten Jahren von demokratischen und Arbeitervereinen aufgestellt worden sind, hat sich eines binnen Kurzem auch bei anderen Parteien eine bedeutende Popularität errungen. Es ist die Forderung, daß in den Schulen die Lehrmittel, worunter man die Schulbücher und die Schreibmaterialien oder eines von beiden zu verstehen pflegt, unentgeltlich an die Schüler abgegeben werden sollen; die Gemeinden (oder Kantone) sollen die Kosten dafür selbst tragen. Die schweizerische Bundesversammlung fordert, daß der Unterricht in den Volksschulen unentgeltlich sei, versteht darunter aber nur die Ertheilung des Unterrichts durch den Lehrer, nicht auch die Verabreichung der Lehrmittel. Für letztere ist nun hauptsächlich im Kanton Zürich von vielen Gemeinden und zwar sowohl auf den Primar- als auf der Sekundar-Schulstufe (6.—12. und 12. bis 15. Altersjahr) die Unentgeltlichkeit eingeführt worden. Soeben komme ich in den Besitz bezüglicher statistischer Nachweise, welche sich auf die Gemeinden beziehen, welche im Reichthum der Stadt Zürich und deren Nachbarkantone liegen — Nachweise, die mir auch für ein weiteres Publikum Interesse zu haben scheinen. Denn offenbar wird das hier gegebene Beispiel wie in der Schweiz so auch in anderen Staaten Nachahmung finden, vorausgesetzt, daß es dort, was ich nicht weiß, nicht schon früher gegeben wurde. Von den 11 Gemeinden, die unsere Statistik aufführt, sind es 8, welche die Schulbücher und Schreibmaterialien gratis verabreichen. Die dafür bezahlten Summen betragen im Jahr 1886 für folgende Gemeinden: Enge 3456 Fr., Hüntern 1020, Hirslanden 1479, Höttingen 2919, Obersträß 1471, Niesbach 7087, Untersträß 999, Wiedikon 2395 und Wipfingen 474. Zusammen wurden aufgegeben 21 981 Fr., etwas mehr als 1885, da die Totalsumme 20 752 Fr. betrug. In den Schulen der Stadtgemeinde Zürich (alte Stadt) werden Schreibmaterialien und Arbeitsmaterial kollektiv angeschafft und zu Logen, die dem Selbstkostenpreis entsprechen, den Schülern abgegeben. An eine größere Anzahl Schüler werden zudem verschiedene Lehrmittel gratis verabreicht und die Logen für bezogene Schreib- und Zeichenmaterialien erlassen. In Augensicht, daß meist von Arbeitern bewohnt wird, und wo sie freilich besonders Noth thäte, hat man die Unentgeltlichkeit noch nicht durchzuführen vermocht, Männern zur Verbesserung ihrer Lage wußte er nichts weiter, als was er durch das Studium von Charles Reade's berühmten Roman „Pat Yourself in his Place!“ („Sehe Dich auf seinen Platz!“) hätte lernen können. Natürlich waren seine Ansichten über die Arabes-Union nicht sehr günstig. In der That dachte er nur wenig oder gar nicht an solche Vereinigungen, bis Miß Simpson ihn bestimmte, Erundigungen einzuziehen. Es dauerte nicht lange, so erfuhr er, daß die besten Männer in seinem Gewerke Mitglieder des neuen Ordens waren, und folgerichtig schloß er, daß diese Männer nicht in einer Organisation bleiben würden, die nichts taugte. Er erfuhr gleichfalls, daß Schnapsverkäufer, Spieler und Leute von gleich verwerflichem Charakter von der Mitgliedschaft streng ausgeschlossen waren. Das war vielversprechend und verdiente nähere Untersuchung; und so trat er in den Orden ein, fest entschlossen, die Arbeiterfrage vollständig bis auf den Grund zu erforschen, und zwar von dem Standpunkte derer, die dabei am meisten interessiert sind, nämlich der Arbeiter selbst!

(Fortsetzung folgt.)

Aus Kunst und Leben.

Von der Nachmittagsausfahrt der ägyptischen Harem Damen, dem täglichen, mit Freude begrüßten Ereigniß, das in ihrem einsamen Leben fast die einzige Abwechslung bietet, entwirft R. Eichler in der „Deutschen Romanze“ folgendes Bild: Ungefähr um vier Uhr fahren niedliche kleine Russen, von langschwänzigen russischen Pferden gezogen, vor das Thor des Harems und erwarten hier die Ankunft der Damen. In der Regel fahren immer zwei zusammen, je eine „legitime“ Frau mit einer Freundin oder Sklavin. Beim Bestiegen der Wagen werden sie mit einer Vorhut vor jedem Sonnenstrahl behütet, als ob sie von Schnee wären. Die Menglischen — diese sind aber in der Minderzahl — halten sogar ihren Sonnenstrahl zwischen den Russen und ihren Geschlechtern. Die meisten bemühen sich, so viel als möglich

¹⁾ Charles Reade ist ein bekannter englischer Novellist; der erwähnte Roman spielt zum Theil in Arbeitstreffen.

dagegen ist die Schulbehörde außer Stande, sich für die abge- gebenen Lehrmittel durchwegs bezahlt zu machen; 1885 hatte sie einen Ausfall von 2200, 1886 einen solchen von 1856 Fr., welche Abschreibungen sie einer Schenkung gleich erachtet. Von den Gemeinden Wiedikon und Wipfingen wird bemerkt, daß jene für die weltliche Arbeitsschule das Rohmaterial gratis ver- abfolgt, die für die Materialanschaffung einen Beitrag leistet. Für die Sekundärschule haben seit 1887 zwei Schulgemeinden, Enge und Neumünster, letztere aus Rissbach, Höttingen und Hirslanden bestehend, die Unentgeltlichkeit der Lehrmittel einge- führt und es legte Neumünster dafür einen Betrag von 5400 Franks ins Budget, hofft aber, nach den ersten Anschaffungen mit ungefähr der Hälfte auszukommen. — Die anderen Ge- meinden verabreichen die Lehrmittel unentgeltlich an bedürftige Schüler oder verteilen an solche Stipendien. Letzteres thut Neumünster über die Unentgeltlichkeit hinaus. Im Jahre 1886 wurden von den 11 Gemeinden für Stipendien 1834, für Lehrmittel 3811 Fr. ausgegeben. Der Entwurf eines neuen Schulgesetzes für den Kanton Zürich nimmt, wie ich schließlich beifügen will, die Unentgeltlichkeit für die Volk- und für die Sekundärschulen des ganzen Kantons in Aussicht; doch ist zu sagen, daß die Anhänger der letzteren nicht in gleichem Maße zahlreich sind, wie diejenigen der ersteren.

Belgien.

Einem soeben vom Bergwerksingenieur Joltrand veröffent- lichten Bericht über die Kohlenindustrie des Hennegaus im Jahre 1887 entnehmen wir folgende statistische Daten und sonstige Mittheilungen: Der durchschnittliche Gesamtlohn des Arbeiters betrug in genanntem Jahre 768 Frks., d. i. 28 Frks. oder 4 pCt. mehr, als im vorausgegangenen Jahre. Im allge- meinen beferte sich das Loos gegen Ende des Betriebsjahres, und zwar lediglich infolge der regelmäßigen Wiederaufnahme der Kohlenförderung; im Anfang des Jahres waren die meisten Becken genüßig gewesen, die Förderung einen oder 2 Tage per Woche einzustellen. Der durchschnittliche Gesamtlohn ist übrigens seit 1878 nach anfänglichem Steigen beinahe fort- während gesunken; er betrug im Jahre 1878: 836 Frks., 1879: 805 Frks., 1880: 917 Frks., 1881: 926 Frks., 1882: 963 Frks., 1883: 1007 Frks., 1884: 911 Frks., 1885: 796 Frks., 1886: 761 Frks., 1887: 787 Frks. Die Zahl der in den Kohlengruben des Hennegaus beschäftigten Arbeiter be- trägt 75 322 Personen. Die Verwendung von Frauen zu den Arbeiten im Innern der Gruben nimmt seit Einführung des Reglements von 1884, das die Arbeit der Mädchen unter 14 Jahren untersagt, von Jahr zu Jahr ab. 1886 wurden im Innern der Gruben 3285 Frauen und 1092 Mädchen im Alter von 14 bis 16 Jahren beschäftigt; diese Bistern sanken 1887 auf 3018, beziehungsweise 1010, das heißt die Verminderung betrug bei den Frauen 267, bei den Mädchen 82. Das Verhältnis der Zahl der in der Tiefe beschäftigten Frauen zu der Gesamtzahl der Arbeiter der Schächte ist heute nur noch 5.4 pCt., das der Mädchen 1.8 pCt., während dasselbe 1883, d. h. vor Anwendung des Reglements, noch 7 pCt. bei den Frauen, 4.4 pCt. bei den Mädchen betrug. Die Gesamtzahl der Kohlengruben des Hennegaus beträgt 122. Die tiefsten in Betrieb befindlichen Schächte sind die folgenden: Schacht Nr. 3 der Vereinigten Kohlengruben de l'Argente (863 Meter); die Schächte du Biernon der Becken von Carnières Süden und Niernon (658 Meter); der Lüftung- Schacht hat eine Tiefe von 1007 Meter. Der Schacht Saint-André der Beche du Boisier ferner ist 970 Meter tief. Die Zahl der vorgekommenen Unfälle betrug für das Becken von Mons 50 mit 208 Opfern, wovon 189 Getödtete und 19 Ver- wundete. Für das Kohlenbecken des Centre belief sich die Ge- sammtzahl der Unfälle auf 43, wobei 34 Arbeiter den Tod fanden, 9 verwundet wurden; für das Becken von Charleroi auf 47 Unfälle, die den Tod von 36 und Verletzungen von 13 Arbeitern verursachten. Das Verhältnis der Zahl der Ge- tödteten auf je 1000 Arbeiter betrug in den genannten drei Kohlenrevieren; Mons 7.08, Centre 1.45, Charleroi 1.42. Das Jahr 1887 ist, was Unfälle betrifft, seit langer eines der mörder- lichsten gewesen; es zählt insgesammt 259 Tödtete und 41 Ver- wundete, während das Unglücksjahr 1879, im Laufe dessen schlagende Wetter in der Beche de l'Artois eine große Kata- strophe herbeiführte, 258 Tödtete und 56 Verwundete aufweist.

Holland.

Nach Privatberichten aus dem östlichen Theile von Java, die bis zum 19. August reichen, hat unter der europäischen Be- völkerung verschiedene Tage lang Angst und Schrecken geerricht. Man befürchtete nämlich einen allgemeinen Aufstand der inländi- schen Bevölkerung, der durch Habgier hervorgerufen werden sollte. In Soerabaya hatte die Bürgerwehr Befehl erhalten, auf das erste Alarm, drei Kanonenschläge aus dem Fort, sofort unter die Waffen zu treten; die Europäer, die außerhalb der Garnisonplätze wohnten, haben alsbald sich und ihre Fa- milien dahin in Sicherheit gebracht, die Gefängniswärden wur- den überall verstärkt und die Aäsen, in welchen Waffen feilge- boten wurden, waren im Nu ausverkauft. Es fielen zwar nirgends Aufständische vor, aber die eben geschilderte Panik beweist doch, daß die Europäer ihre bisher unerschütterte Ver-

trauen auf die Treue der inländischen Bevölkerung verloren haben. Daß die Befürchtungen derselben nicht grundlos waren, scheint nach den spärlichen Veröffentlichungen der Regierung über eine auf Mittel- und Ostjava geplante Verschwörung ziem- lich sicher festzustellen. In der Residentenschaft Surakarta fanden an verschiedenen Plätzen geheime nächtliche Versammlungen statt und es gelang der Regierung, sich einiger der Hauptführer zu verschern, welche denn auch offen bekannten, ihr Ziel sei die Stiftung eines neuen javanischen Reichs gewesen; in andern Residentchaften, wie Kediri, Radjau, Pasuruan, hatte man die Leiter der Verschwörung ebenfalls zeitig genug hinter Schloß und Riegel gebracht, im Matenschen (Vorstenlanden) wurden die Verschwörer bei einer ihrer nächtlichen Zusammenkünfte von der Polizei überrascht. Es gelang, zwölf derselben gefangen zu nehmen, und bei einer Hausdurchsuchung fand man bereits das fertige Staats- fegel von „Mangu Negoro IV.“, wie der Herrscher des neuen javanischen Reichs sich nennen sollte. In Dantam, wo neulich der Aufstand wüthete, ist ein Kronrathsdient aufgetreten, der sich für einen Angehörigen der früheren Sultansfamilie ausgab und als Pseudo-Hadschi einen großen Anhang fand.

Großbritannien.

Zur Untersuchung des gegenwärtigen Zustandes des Volksschulwesens in England war auf Antrag der Regierung ein parlamentarischer Ausschuss niedergesetzt worden, der zu Schläffen und Empfehlungen gelangte, die darauf hingielen, den kirchlichen Einfluss auf die englischen Schulen unentweds zu stärken. Gegen diese der Herausbildung eines konfessions- losen Schulwesens feindliche Strömung haben bereits verschiedene liberale Politiker und Körperschaften Stellung genommen. Auch die Dissidenten verschiedenster Färbung, die stets gegen die Uebergriße der Hochkirche auf ihrer Hut sind und deshalb eine weitholende Bundesgenossenschaft der liberalen Partei bilden, haben ihre Unzufriedenheit mit den reaktionären Plänen der Torypartei im Schulwesen kundgethan, so daß der „Kampf um die Schule“ voraussichtlich eine wesentliche Rolle in der nächsten Wahlbewegung spielen wird. Der gegenwärtige Zu- stand des englischen Schulwesens beruht auf dem Kom- promiß von 1870, das in dem Forster'schen Gesetze zum Ausdruck gelangte. Bis zu jener Zeit war der Unterricht der Kinder der weniger bemittelten Klassen ausschließlich privater Fürsorge überlassen geblieben. Die Folge war, daß kaum die Hälfte aller Kinder ordentlich Schul- unterricht genoss, und diese Hälfte fast ausschließlich in den von der Geistlichkeit der Hochkirche geleiteten Kirchspielschulen ihre recht mangelhafte Elementarbildung empfing. Das neue Gesetz brach keineswegs völlig mit diesem alten System. Es ermög- lichte nur durch die Schaffung der Schulämter (school boards), welche innerhalb der Gemeinden und größerer Verbände aus Wahl der Gemeindevorstände hervorgingen, die Begründung von konfessionslosen Schulen. Diese nach den sie leitenden Be- hörden Amtsschulen (board schools) genannten Anstalten wer- den nur zum geringen Theil durch ein Schulgeld, hauptsächlich durch die von den Schulbehörden ausgeschriebenen Schulsteuern erhalten. Alle Volksschulen aber, sowohl die Amtsschulen, wie die Kirchspielschulen und Privatschulen jedweder Art, haben je nach ihrer Leistungsfähigkeit Anspruch auf einen Zuschuß aus Staatsmitteln. Die überall im Lande, besonders in den grö- ßeren Städten entstandenen Schulämter haben im Laufe der 18 Jahre ihres Bestehens so segensreich gewirkt, daß jetzt unter- richtslose Kinder in England zu den Ausnahmen gehören. Es haben sich bei ihren Anstalten allerdings auch erhebliche Mängel herausgestellt, als deren schlimmster neuerdings die Sche- matik auf die Erzielung günstiger Prüfungsergebnisse hinarbeitende Unterrichtsmethode erkannt ist. Diese Mängel sind indeß keineswegs Folgen der Konfessionslosigkeit der Amt- schulen; sie hatten den Unterrichtsanstalten der Geistlichkeit eben so wohl an. Trotzdem hat die torghische Mehrheit der parla- mentarischen Kommission es für gut erachtet, die günstige Ge- legenheit zur Förderung der Kirchenschulen auszunutzen, indem sie empfahl, daß die Ortsbehörden (Gemeindevorstellungen und Kreisvertretungen) ermächtigt werden sollten, den Kirchenschulen Zuschüsse bis zu 10 Schilling (10 Mark) jährlich für jedes schul- besuchende Kind zuzulassen. Die reaktionäre Bedeutung einer solchen Maßregel liegt auf der Hand. Während bisher langsam aber sicher die Amtsschulen der Geistlichkeit das Volk- schulwesen abtrangen, würde dieser natürliche und für den kon- fessionellen Frieden sowohl wie für die Volksbildung heilsame Prozeß gedemmt, wenn nicht gar in vielen Fällen auf dem platten Lande rückgängig gemacht werden. Obendrein würde die Verwirrung anstehende Vielgestaltigkeit des englischen Volk- schulwesens noch vermehrt und konfessioneller Hader in die Ge- meindevorstellungen hineingetragen werden, da nur die überall vertretene Hochkirche von jener Bestimmung Nutzen zu ziehen vermöchte. Bis eine solche Maßregel Gesetz werden könnte, ist es zwar noch weit hin, aber daß sie überhaupt in Anregung gebracht wurde, zeigt, mit welchen Hoffnungen die Tories sich tragen.

Afrika.

Aus Sansibar sind jetzt freilich aus englischer Quelle, ge- nauere Mittheilungen über den Ursprung des Konflikts zwischen

den Deutschen und den Eingeborenen eingegangen. Die for- melle Einführung der Agenten der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft in die Verwaltung der Küste fand am 16. August statt. Am Abend vorher hatte der Vertreter Englands dem Direktor und den Agenten der Gesellschaft ein Bankett gegeben, auf welchem viel schöne Worte über gemeinsame Arbeit ge- sprochen wurden. Gleich darauf ging der Streit an. Der Wali von Bagamoyo meldete, daß die Deutschen ihm befohlen hätten, die Flagge des Sultans niederzubolen, was sich der Wali zu thun weigerte, weil er keine disbezüglichen Instruktionen besaß und die Eingeborenen der Umgebung gedroht hätten, die Stadt niederzubrennen, falls des Sultans Flagge niedergebott werde. In der Konzessionsurkunde soll außerdem ausdrücklich stehen, daß die Geschäfte der Gesellschaft unter des Sultans Flagge geführt werden müssen. Bald darauf traf die deutsche Korvette „Röme“ ein und landete 50 Mann, welche des Sultans Flagge nieder- bollen und diejenige der Gesellschaft hielten, nach einigem Bögem jedoch auch die Flagge des Sultans. Die Deutschen behaupten, daß sie bei ihrer Ankunft zwei Flaggen nebenein- ander wehend vorgefunden und um kein Mißverständnis über die wahre Autorität im Lande aufkommen zu lassen, verlangt hätten, daß die Flagge am Hause des Wali entfernt, dann aber gleichzeitig mit ihrer eigenen aufgezogen werde. Nicht sie, son- dern der Wali selbst habe auf ihr Ersuchen die Flagge nieder- geholt und ihnen übergeben, wobei die Soldaten von der „Röme“ präsentirten. Die Vergütung im Siffen der Flagge des Sultans sei nur dadurch veranlaßt worden, daß die Fahnen- stange verkauft war. In Bagamoi landete die Korvette „Carola“ 100 Mann, welche die Truppen des Sultans entmachtet haben und in so energischer Weise vorgegangen sein sollen, daß der erschreckte Wali ins Gebüsch entflohe. Es scheint demnach, als ob die Agenten der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft es an der nöthigen Klugheit haben fehlen lassen.

Vereine und Versammlungen.

Verein für naturgemäße Gesundheitspflege und arzneilose Heilkunde Dienstag, 2. Oktober, 8 1/2 Uhr, Kom- mandantenstr. 72. Der Lehrer Schumann, Chemiker, „Sä- morrboballeiden und deren naturgemäße Behandlung.“
Gesang-, Turn- und gesellige Vereine am Dienstag:
Gesangverein „Gutenberg“ Abends 8 1/2 Uhr im Restaurant Luandl, Stralauerstraße 43. — Gesangverein „Alpenglüh“ Abends 9 Uhr im Restaurant Hüdebrandt, WeinstraÙe 97. — Schäferscher Gesangverein der Elber. Abends 9 Uhr bei Wolf und Krüger, Salzigstraße 123, Gesang. — Männer- gesangverein „Gartenlaube“ Abends 9 Uhr im Restaurant Fiel, Kottbuserstraße 22. — Männergesangverein „Steinwelle“ Abends 9 Uhr im Restaurant Schulz, Stettinerstraße 56 57. — Gesangverein „Harmonie“ Abends 8 Uhr in Neulam's Bierhaus, Große Frankfurterstraße 49. — Männergesangverein „Echo I“ Abends 9 Uhr im Restaurant „Zum Flügel“, Loth- ringstraße 60. — Gesangverein „Sängerhain“ Abends 9 Uhr im Rest. Kaiser Franz Grenadierpl. 7. — Gesangverein „Hoffnung Noabit“ Abends 8 1/2 Uhr Wilsnaderstraße 63, im Restaurant Ages. — Gesangverein „Felicitas“ Abends 9 Uhr im Restaurant Nebelin, Langestr. 108. — Gesangverein „Liederlust“ Abends 9 Uhr im Restaurant Lehmann, Raungrstr. 44. — Männergesangverein „Accordia“ Abends 9 Uhr bei Brademann, Marusstr. 7. — Hühnerklub „Amphion“ Abends 9 Uhr in Triebel's Restaurant, Sophienstraße 15. — Turnverein „Froh und Frei“ (Männer- abtheilung) Abends 8 1/2 Uhr Bergstraße Nr. 57. — Berliner Turngenossenschaft (V. Männerabtheilung) Abends 8 1/2 Uhr in der städtischen Turnhalle, Wasserhor- straÙe Nr. 31. — Turnverein „Sälenhede“ (Männer- Abtheilung) Abends 8 Uhr Diefenbachstr. Nr. 60 61. — Verein ehemaliger Schüler der 37. Gemeindevorschule Abds. 9 Uhr im Rest. Rinner, Köpnickstr. 68. — Verein ehemaliger Schüler der 44. Gemeindevorschule Abds. 9 Uhr im Restaurant „Abrehtsgarten“, Wilsnaderstraße 105. — Arends'scher Stenographenverein „Apollo- bund“ Abends 8 1/2 Uhr Bannmstraße 129 a. — Arends'scher Stenographenverein Abends 8 1/2 Uhr im Restaurant „Zum eisernen Kreuz“, Lindenstraße 71. — Deutscher Verein Arends'scher Stenographen Abends 8 1/2 Uhr in Mandel's Restaurant, Brunnen- straÙe 129 a. — Verein „Kofe“ Abends 8 1/2 Uhr im Restaurant Elge, Alexanderstr. 99. — Unterhaltungsverein „Harmonie“ Abends 8 Uhr Brangelstr. 136, im Restaurant Schimple. — Vergnügungsverein „Rollig“ Abends 9 Uhr im Restaurant Reinicke, Gipsstraße 3, jeden Dienstag nach dem 1. und 15. — Hühnerklub „Amphion“ Abends 9 Uhr im Münchener Hof“, Spandauerstr. 11-12. — Rauchklub „Zum Wrangel“ Abends 8 Uhr bei Henschel, Adalbertstraße 4. — Rauchklub „Deutsche Flagge“ Abends 8 Uhr im Restaurant Händler, Brangelstr. 11. — Rauchklub „Friedrichshain“ Abends 9 Uhr im Restaurant Ripping, Landsbergerstr. 118 a. — Rauchklub „Lustige Brüder“ Abends 8 1/2 Uhr bei Grothe, Fürstendörferstraße 2. — Ver- gnügungsverein „Frischheit“, Grüner Weg 29. Große Gesell- schaftsstunde, verbunden mit Vorträgen. Gäste willkommen. Entree frei.

gesehen zu werden, und wenn sie sich überzeugt haben, daß das Spiegelglas der Rutschfenster gut abgestäubt ist, daß die Zigaretten und Bündelchen auf ihrem Plage sind, daß die Schokoladen-Creme oder Nugat frisch vom Konditor und der Blumenstrauß wohlriechend und schön ist, dann machen sie es sich in den schwellenden Seidenkissen bequem, entwinden sich ihrer „Habarab“ und legen sich zurück, um möglichst bequem angepöfft zu werden. Der dünnste der „Paschmaks“ bedeckt die rothelben Lippen, und die schwarz ummalten Augen erwidern mit jedem Leuchten die Grüße der Vorübergehenden. Die Trabfahrten der Schubra, und der Segire. Aemue sind für Kairo das, was für Rom der Corso ist, und alle jungen Beys und Boschas tummeln sich hier, im höchsten Wicks natürlich, auf ihren bäumenden Arabern umher oder fahren gar im Zuge der Damsdamen mit. Möchte eine Dame Blumen, Billets oder Zigaretten austauschen, oder gar eine Unterhaltung anknüpfen, so ist von dem schwarzen Wächter auf dem Rock kaum ein Hinderniß zu erwarten. Doch muß eine Unterhaltung durchaus heimlich geschehen, und für Alles, was über ein hinübergehendes Kompliment hinausgeht, muß ein Seitenweg oder sonst ein abgeflüchter Ort ausgesucht werden.

Die Abenteuer des Negers Farraght. Ein junger Neger im Alter von 19 Jahren, Farraght, der mit einem Risikoran in Afrika aus seiner Gefangenschaft befreit worden, hat dem Sekretär des Antislavereivereins in Wülffel in nach- folgender Weise seine Erlebnisse während seiner Gefangenschaft geschildert: „Eines Tages“, sagt Farraght, „begab sich meine Mutter mit meiner Schwester, mir und einigen anderen Be- wohnern unseres Stammes in ein benachbartes Dorf von Kaffran, als wir uns plötzlich von Sklavenhändlern umgeben sahen, die uns durch das Rücken ihrer Dolche Schrecken ein- jagten. Ein Neger, der sich bei uns befand und um Hilfe schrie, wurde sofort zu Boden geworfen und getödtet. Ein Kreis, der sich zu verteidigen wagte und einen Pfeil, den er bei sich trug, gegen die Sklavenhändler ablandte, erregte die Wuth der letzteren in solchem Grade, daß sie seinem Leben mittelst Dolchschlägen ein Ende machten. Endlich wurden wir alle von diesen Sklavenhändlern, welche diejenigen, welche Hilferufe ausgehoben, maßkräftig hatten, nach dem Stamme der Bambas abgeführt. Die Araber kauften diejenigen von uns, welche sie für die Stärksten hielten. Meine Mutter, die ihnen für sehr brauchbar erschien, wurde sofort in den Dienst geschickt. Ein Araber entriß uns unsere arme Mutter, ohne daß wir von ihr Abschied nehmen konnten. Ich blieb allein mit meiner kleinen Schwester, die vier Jahre alt war, zwei Jahre älter als ich.

Von meiner Mutter habe ich nie wieder etwas gehört. Nach- dem der Handel abgeschlossen, setzte sich die Karawane mitten durch die Wüste in Bewegung, unsere Herzen sahen auf den Rücken der Kameele, während wir mühsam den Weg zu Fuß zurücklegen mußten. Die Sklavenhändler machten sehr selten auf dem Marsche Halt, wenn sie es thaten, so verzehrten sie einen Hammel oder eine Ziege ihrer Herde; uns warfen sie die Knochen zu, und glücklich waren auch diejenigen, die sie erwischen konnten. Nach Verlauf von zwei Tagen fiel meine Schwester, welche die Strapazen des Marsches nicht ertragen konnte, erschöpft zu Boden; ich blieb an ihrer Seite, während die Karawane ihren Marsch fortsetzte. Als aber einer von den Sklavenhändlern uns be- merkte, kam er auf uns zu und schlug uns unerbarmlich mit seiner Peitsche, um uns vorwärts zu treiben. Meine Schwester brach in heftiges Schluchzen aus, denn sie konnte nicht weiter gehen. Da nun der Händler sah, daß er keinen Vortheil von dieser vier Jahre alten Sklavin ziehen konnte, so schlug er sie vor meinen Augen todt; ich sah meine arme Schwester, die mein einziger Trost hier auf Erden war, sterben; hiernach drohte man mir mit dem Tode, wenn ich nicht die Karawane wieder einholte, und ich wurde so lange mit der Peitsche geschlagen, bis ich wieder in die Reihen meiner Sklavengefährten einge- treten war. Nach einigen Tagen erreichte die Karawane ihr Reiseziel; die Händler führten uns zum König der Bambas. Dieser kaufte ungefähr 100 Neger. 50 von ihnen wurden dazu be- stimmt, lebendig verbrannt zu werden, um den „bösen Geist“ zu besänftigen, welcher dem Fürsten ein Fieber zugefügt. Ich wurde mit anderen für ein Pferd verkauft und wurde Sklave des Königs der Bambas. Nachdem ich sechs Monate bei den Bam- bas zugebracht, wurde ich an die Araber verkauft, deren Karawane ich folgte. In derselben waren die Sklaven in Banden von 40-50 Neger eingetheilt von jedem Alter und jedem Stamme aus dem Centrum Afrikas. Da mehrere Sklaven Fluchtversuche machten, so band man um den Hals eines Sla- ven einen starken eisernen Ring, an welchen man eine lange Kette befestigte, die alle Neger an einander band und deren Bewegungen beherrschte, um jedweden Fluchtversuch zu verhin- dern. Da die Zeit drängte, so traktirte man uns mit Peitschen- hieben und Ochsenjähern. Entsetzliche Szenen spielten sich auf diesem Marsche ab. Als einer der armen Negerklaven seine Kräfte verloren und nicht mehr weiter marschiren konnte, houte man immer von neuem auf ihn ein, die Sklaventreiber konnten in wenigen Minuten die Kette lösen, an welche der arme Sklave gebunden, aber die Minuten wurden ihm zu Stunden.

Und was geschah? Man schnitt dem Sklaven ganz einfach den Kopf ab und nun konnte die Bande unbehindert weiter marschiren.

Die Helgoländer. In einer Feuilletonplauderei der „Frl. Bg.“ lesen wir: Vor einigen Jahren erregte eine öster- reichische Aristokratin durch ihre tollkühnen Segelfahrten die Auf- merksamkeit nicht nur der Fremden, sondern auch der Schiffer. Sie ging beim stärksten Sturm hinaus und wußte die Schiffer durch reiche Bezahlung zur Begleitung zu veranlassen. Endlich riß den Leuten die Geduld und sie beschloßen, die Gnädige zu kurzen. Sie führten sie bei hümischem Wetter in die Wellen hinein und ließen sie gottschämlich zusammenschüttele und so ausgiebig durchnässen, daß sie halb todt, aber völlig geheilt den Strand betrat. Derartige Beispiele von Verleumdung und Verschämtheit findet man bei den Helgoländern über- aus häufig, und derjenige, der diese „Naturmenschen“ für natu- lauf, wird bald den Schaden besehen. Man braucht nur zu beobachten, wie sie sich im Fährboot über die Fremden belustigen; zum Glück ist die friesische Mundart, deren sie sich bedienen, für uns nahezu unverständlich, wir würden sonst gar oft wenig schmeichelhafte Urtheile über uns vernehmen. Ueberhaupt ist Mißtrauen und Zurückhaltung dem Fremden gegenüber vorherr- schend, zumal wenn der Helgoländer sieht, daß er es mit müßi- ger Neugierde zu thun hat. Andererseits habe ich gefunden, daß er redselig und mittheilsam wird, wenn man ihm näher tritt und Verständniß für sein Leben und Schaffen zeigt. Drollig sind zuweilen die kurz angebundenen Antworten, die er für müßige Fragen hat. Eine Dame, erinnere ich mich, hatte in dieser Beziehung besonderes Unglück. Als sie eines Tages bei unserem Steuermann über verschiedene innere Angelegenheiten der Schiffsahrt sich Rath's erholte, antwortete dieser anfangs auch durchaus höflich, schließlich aber drehte er sich kurz und bemerkte gleichmüthig: „Weiber brauchen nicht alles zu wissen.“ Ein andermal fragte sie bei einem Spaziergange auf dem Ober- land, wo einige Hundert häßliche Schafe angepöfft sind, um das mögerte Gras sich einzuverleiben, einen biederen Insel- bewohner, warum denn diese Thiere so jämmerlich blöthen. Der sah sie mißtrauisch an und sagte: „Ja, Fräulein, wahrscheinlich, weil sie es nicht besser gelernt haben.“ Ich richtete eines Tages an unseren getreuen Steuermann die Anfrage, ob denn nicht das Boot eigentlich zwei Schwerte haben müsse, da ja eines doch wohl einmal brechen könnte. Worauf mir die Antwort wurde: „Bisher ist bei Helgoland noch keines gebrochen.“ Gegen diesen Empirismus läßt sich nichts einwenden. Denn auf ihm beruht die ganze Kunst und Weisheit des tapferen Völkchens!

Theater.

Dienstag, den 2. Oktober.
Sperhans. Lobengrin.
Schauspielhaus (im Wallner-Theater):
 Keine Vorstellung.
Lesung-Theater. Freund Fritz.
Deutsches Theater. Faust.
Friedrich-Wilhelmstädtisches Theater.
 Die sieben Schwaben.
Residenz-Theater. Decoret.
Viktoria-Theater. Die Kinder des Kapitän
 Grant.
Selealliance-Theater. Drei Paar Schuhe.
Central-Theater. Die Schmetterlinge.
Dolf-Ernst-Theater. Die drei Grazien.
Baufmann's Variété. Spezialitäten-Vor-
 stellung.
Concordia - Theater. Spezialitäten-Vor-
 stellung.
Theater der Reichshallen: Spezialitäten-
 Vorstellung.

American-Theater.

Direktion v. Mett.
Wallnertheaterstr. Nr. 15.

Dienstag, d. 2. Oktober:

Zum 26. Male:

Die Weisheit Salomonsky's.

Berliner Volkspantomime von R.
 Anger. Musik arrangirt von R. Thiele.
 1. Bild: Die Renommirfunde bei Haase.
 2. Bild: In der Academy of music.
 3. Bild: Bei Mutter Pignatelli im Cour-
 saal. 4. Bild: Berlin um Mitternacht.
 5. Bild: Vor'm Schöffengericht.

Neu einstudirt:

Tausend und eine Nacht.

Operette von W. Köhler. Musik von R.
 Thiele. Auftreten der drei Geschwister
 Desjardes, des Instrumentalisten Herrn
 Krüger, des Mimikers Rivoli und des Herrn
 Martin Bendig.
 Anfang 7½ Uhr. Entree 50 Pf.

Cirkus G. Schumann.

Friedrich-Rail-Unter. Ecke Karlstraße.

(Im früheren Cirkus Rembrandt.)

Dienstag, den 2. Oktober, Abends 7½ Uhr:

Große Brillant-Vorstellung.

Aus dem reichhaltigen Programm sind hervor-
 zuheben: 2. Galopp der Sisters Margellie
 auf dem Tanzseil und Biedestal. 4. Rapphengste,
 dirigiert von Herrn Max Schumann. Schul-
 Quadrille, geritten von den Geschw. Schumann.
 Auft. der Reiterinnen Rih Amy und
 Terry, des Jongleurs zu Pferde Hr. Joe
 Hodgkin, des Saltomortal-Reiters Hr. Dixon,
 4. Gebr. Hozini, der Reiterin Rih Julia
 Marcorthy Springschule, geritten von Fr.
 Adele u.

Mittwoch, den 3. Oktober, Abends 7½ Uhr:

Große Vorstellung.

Passage 1 St. 9 R. — 10 R.

Kaiser-Panorama.

Schlösser König Ludwigs:
 Hohenschwangau, Neuschwanstein.
 Zum ersten Male: Potsdam u. d. Trauerzug
 Kaiser Friedrichs.

Entree 4 Cpl. 20 Pf., Kind nur 10 Pf. Abonn.

Berliner Theater.

Dienstag, den 2. Oktober:
Carcel, Drama in 1 Akt von F. Sander, be-
 arbeitet v. S. Köster.
Malensommer, (L'été de St Martin), Lust-
 spiel in 1 Akt von Meilhac und Halevy,
 bearb. von Julius Walter.
Der 30. November, Original-Lustspiel in
 1 Akt von Feldmann.
Eine Partie Piquet, Lustspiel in 1 Akt
 von Fournier u. Meyer. (Friedr. Haase.)
 Mittwoch, den 3. Oktober:
Die Braut von Messina,
 Trauerspiel mit Chören in 4 Akten von Friedrich
 v. Schiller.
 Donnerstag, den 4. Oktober:
Demetrius.
 Tragödie in 5 Akten von Friedrich von Schiller
 und Heinrich Laube.

Volks-Theater.

(Früher Offen-Theater.)
 Direktion F. Witte, Wild.
 Dienstag, den 2. Oktober:
Streuensee.
 Trauerspiel in 5 Akten von Michael Beer.
 Musik von Giacomo Meyerbeer.
Kassen-Eröffnung 6½ Uhr. Anfang 7½ Uhr.
 In Vorbereitung: Der Volksfreund. Novität.
 Volksstück in 4 Akten von Oskar Walther.
 Preise der Plätze: 1. Parquet 1,50 Mark,
 2. Parquet 1,25, Seitenparquet 0,75, 1. Rang
 1,25, 2. Rang 0,75, Balkon 0,50, 1. Rang-
 fauteuil 1,50, Orchester-Loge 3,00, Parquet-
 Loge 2 Mark. Dugend-Billets: 12 Billets
 1. Parquet 15 M., 12 Billets 2 Parquet 12 M.,
 12 Billets 1. Rang 12 M. [697]

Königstädtisches Theater.

Alexanderstr. 40 — Kurze Str. 6.
 Stadt- und Pferdebahnverbindungen nach allen
 Richtungen der Stadt.
 Dienstag und folgende Tage:
 Zum 3. Male:

Die Kornblumen des Kaisers.

Original-Volksstück mit Gesang in 6 Bildern.
 Kassenöffnung 6½ Uhr. Anfang 7½ Uhr.
 Gons haben Gültigkeit.
 Alles Nähere die Anschlagtaulen.
 Mittwoch u. folgende Tage: Dieselbe Vorstellung

Neu. **Zum 1. Mal in Berlin.** Neu.

Dienstag, den 2. Oktober cr.

Königs-Tunnel

im Grand Hotel Alexanderplatz.

Täglich großes Konzert der berühmten Ungarischen
 National-Kapelle

Patay Bertalan

aus Viptó-Szent-Miklós

in Original-Erlos Costumes.

Großartige Solo-Vorträge auf Violine, Cymbel
 und Clarinette.

NB. Die Kapelle spielt sämtliche Piecen
 ohne Noten.

Entree an der Kasse 50 Pf.

Im Vorverkauf 40 Pf. im Bigaretengeschäft
 von Herrn Max, Alexanderplatz im Grand Hotel.
 Programm an der Kasse. Anfang 7 Uhr.

Gustav Kunze.

Berlin S.

A. Schulz,

Berlin S. 601

Nr. 34. Wasserthorstraße Nr. 34.

Möbel- und Polsterwaaren-Fabrik.

Gediegene Arbeit. Zeitgemäße Preise. Coulaute Zahlungsbedingungen.

Möbel-, Spiegel- u. Polsterwaaren billigt b. F. Mantouffell,
 39 Meherstr. 39. [680]

Möbel auf Theilzahlung bei J. Kollermann, Gartenstr. 3
 nahe Elsfasserstr.

Eigene Fabrikation von

Damen-Mänteln Warwar & Leiser,

Rosenthalerstraße 16/17,

Zu Beginn der Herbst- und Winter-Saison empfehlen wir

Regen-Paletots

von 10 Mark an bis zu den feinsten Qualitäten.

Winter-Paletots

von 15 Mark an bis zu den allerbesten Genres.

Größtes Lager in Jaquets, Radmäntel, Visites u. Plüschmäntel in Wolle u. Seide.

Es werden nur die besten Stoffe verarbeitet, sowie nur
 durchaus gutstehende Sachen verfertigt.

Streng reelle Bedienung! Feste Preise!



Zum bevorstehenden Quartalswechsel empfehle
 ich meine Zeitungsredaktion bei pünktlicher Liefe-
 rung des „Berliner Volksblatt“, sowie sämtlicher
 in Berlin erscheinender Zeitungen u. Journale.

Max Kirsch,

687 Zeitungsgediteur,
 Ritterstr. 107, 1, Ecke Prinzen-
 strasse 28.



Jede Uhr

zu repariren und reinigen kostet
 bei mir mit Garantie d. Gutgehens n.

1 Mr. 50 Pfg.

Eine neue Feder kostet bei mir 50 Pf.

Prima Patentgläser 10 Pfennig.

R. Kionka,

87. Adalbertstraße Nr. 87. [763]

Rohrtabak! A. Goldschmidt

vom 2. October ab

Am d. Spandauer Brücke 6
 am Hackeschen Markt. [561]

Betten, 9 Mark.

Jeder kann sich von der Wahrheit überzeugen.
 1 Stand, vollständige Länge und Breite, nur
 9 Mark, Betten, das Pfund von 25 Pf. an,
 verkauft allein die Bettfedern-Engros-Handl-
 1. Geschäft Kottbuserstrasse 4, parterre
 2. Geschäft Brunnenstrasse 139, 1 Et.
 Zur Auswahl: Neben 23 Sorten Federn.

Keine Fabrik-

Arbeit! nur in eigener Werkstatt angefertigte

Paletots von 12 M. an,

Anzüge (Mode 88) von 15 M. an,

Knaben-Anzüge für jeden Preis

empfehlen

W. Braunsan, Brunnenstrasse 97
 an d. Stralsunderstr.

Möbel, Spiegel u. Polsterwaaren

eigener Fabrik wegen Erspahrung der Ladenmiete

billig Brunnenstrasse 28.

Lager und Verkauf nur So, pari.

Kohlung nach Uebereinkunft

Empfehle meine Glaserel, Spiegel- u.

Bildereinrahmung, Verkauf von Gruppen-

bildern, Cassale und Marx in Del- und

Schwarzdruck, J. Sebel. Neu: Cassale und

Sasencleuer, Präsidenten des Allgem. deutsch.

Arbeiter-Vereins. [688]

Karl Scholz,

Wangelstraße 32, Eingang vom Fluß.

Herren- u. Knaben- Filzhut-Fabrik

von [559]

Ferdinand Henke,
 Dennewitzstr. 1.

Verkauf zu Fabrikpreisen.

Eine freundl. Schlafst. für 1 oder 2 Herrn.
 Brandenburgstr. 7, Hof Aug. 1 Et., b. Herse.

Verb. dtsh. Zimmerleute

lokverband Berlin Süd.

General-Versammlung

am Donnerstag, den 4. October, Abends 8 Uhr,
 Mariannenstr. 31. [760]

Tagesordnung: 1. Abrechnung. 2. Vortrag
 über Aufstellung von Treppengeländern. 3. Wahl
 eines Vergütungs-Komiteemitgliedes. 4. Ver-
 schiedenes und Fragelasten. Gäste haben Zutritt.

Soeben erschien:

Nr. 58

des

„Wahren Jakob“.

Zu beziehen durch die Expedition d. Bl.,
 Zimmerstraße 44.

Bettfedern und Dauen!

En gros und en detail.

Weiße und graue Dauen. Geöffnete Gänse-
 federn in jeder Preislage. Detailverkauf zu
 festen und soliden Engros-Preisen. Federn
 (ohne Posen) von 25 Pf. per Pfund an.
 Allergrößte Auswahl! Streng reelle Bedienung!
 fertige Inlets billig. [658]

Blumenstrasse 22, part.

Billige Nester zu Knabenhosen, große Hosen,
 Jaquets, für Damen Regenmäntel, Jaquets,
 Trikots, Morgenkleider, Sammet, Atlas, Spitzen
 u. f. w. Karlo, Laufferpl. 1, Ecke Waldemarstr.

Zur Saison

empfehle sein reichhaltiges Lager von Futter-
 kassen, sowie sämtl. Artikel für Herren-
 schneiderei zu Innungspreisen ohne 1 pSt. Auf-
 schlag. [745] E. Pohl Junkerstr. 18.

Cigarren- u. Tabak-Lager

von [757]

Ernst Wilschke

1. Junkerstr. 1.

Ecke Markgrafenstraße.

Die dem Herrn [753]

Ernst Heinrich

zugefügte Beleidigung nehme ich hiermit zurück.

Fr. Wodrich.

Sophatisch z. v. Mantouffellstr. 22 b. Lindner. [707]

Arbeitsmarkt.

Gesucht werden nach auswärts zwei unver-
 lässige [761]

Schneidermeister,

welche einen größeren Posten Arbeit (ca. 200 Stück
 Winterpaletots für Herren) übernehmen können.
 Auskunft erteilt persönlich im Hotel „Grüner
 Baum“, Zimmer 73, Krausenstraße.

Handarbeiterinnen auf Feil [758-]

finden lohnende Beschäftigung.

Renno Sommer, Seydelstr. 30 III.

Arbeiterinnen auf Bindermäntel [759-]

werden verlangt von

Lochell, Neue Königstr. 87 v. III.

Preisfägensneider verlangt [766-]

A. Werkmeister, Schmidstr. 8a

Knopfpulerin und ein Kaufmädchen [659]

verlangt

Petzall,
 768] Stallschreiberstr. 29.

Echtige Farbmacher auf fein verzierte [752]

Leisten finden dauernde Beschäftigung bei Aug-
 Werkmeister jr., Brunnenstr. 151-152. [751]

Tischler

auf geschweifte Arbeit verl. Annä, Wallstr. 16.

Soeben erschien: Die französische Revolution. Von W. Blos.

Heft 5.

Preis 20 Pfg.

Zu beziehen durch die Expedition des „Berl. Volksblatt“, Zimmerstraße 44.
 Wiederverkäufern Rabatt.

Internationale Bibliothek.

Fortsetzung: Die französische Revolution,
 sowie sämtl. wissensch. Werke u. Zeitschr. u. liefert frei ins Haus nach all. Gegenden d. Stadt
 B. Kohlhardt, Buchhandlung und Buchbinderi,
 Brandenburgstraße 56, Hof II. [817]

Königl. Preuss. Klassen-Lotterie.

Ziehung 1. Klasse am 2. und 3. Oktober 1888.
 Originals gegen Depotschein ½ 50, ¼ 25, 1/16 12,50 Mark.
 Antheile: 1/16 6,25, 1/32 3,25, 1/64 1,75, 1/128 1 Mark. [575]

empfehlen die Glückskollete von

1. Geschäft: M. Meyer, 2. Geschäft: [575]

Soyenstraße 66. Veteranenstr. 28.

Möbel, Spiegel und Polsterwaaren

(eigene Tischlerei)

von R. Otto u. W. Slotawa,

NW., Bremerstrasse 67 (nahe der Thurmstraße).

Reelle Arbeit. Solide Preise. [556]

Wir empfehlen unser reich assortirtes Lager in
 Teppichen, Läufer- und Möbelstoffen,
 Gardinen, Portiären, Tisch- und Reisdecken
 zu außergewöhnlich billigen aber festen Preisen.
 Einzelne Sophabezüge in Püsch, Ripß, Damast und Fantasiestoffen
 unter dem Selbstkostenpreise.

Stoehr & Weber, [764]

Chausseestraße 2 F.

Geflugelte Architekten in Busch und Wald.

Es sind doch wunderbare Werke, mit welchen uns Mutter Natur in ihrem Haushalt rings umgibt. Wer eben „weiter denkt, als seine Nase reicht“ — wer zu schauen versteht, wird auf Schritt und Tritt eine reiche Fülle des Bewundernswürdigen finden, einen Anschauungsunterricht in hohem Sinne. Die Bauwerke unserer Vogelwelt aber nehmen in der Reihe des Betrachtenswerthen einen bevorzugten Platz in Anspruch.

Die schwierigen technischen Probleme der Belastung und der Art ihrer Stützpunkte, die Lehre von der Ausladung und Abwölbung, von der Verankerung und dem harmonischen Anordnen der heterogenen Materials löst der geflügelte Architekt mit ebenso löblicher Konzeption als erstaunlicher Geschicklichkeit, welche um so höher anzuschlagen ist, da seine Fundamente nicht in festem Grunde, sondern zumeist im schwanken Gerüste baften. Müde los können wir zunächst unter dem heimischen Dach ein solches Bauwerk — das Haus der Hausschwalbe bewundern, welche im Aufmauern ihrer Kinderstube Muttergütigkeit leistet. Wenn im nahen Gehölz der Buchfink jubelt und Du laufend sachte näher schleichst, dann findest Du in einem mit Ueberlegung gewählten Gabelast des Baumstammes dieses langgestreckten Architekten und seiner züchtigen Gattin, welches nicht nur an Biederkeit, sondern auch an Haltbarkeit und innerem Konfort wähehlich seines Gleichen sucht. Das Material, aus zarten, grünen Moospflanzen, aus grauen Flechten und Flaumfedern bestehend, ist mittelst Wild- und Koffhaaren zwischen und um das Gerüste gewoben und im Innern weich und warm mit Wollfäden und weichem Haar ausgestepet.

Rühmter noch im Entwurf der Grundlinien seines heimischen Herdes erweist sich ein anderer geflügelter Baukünstler; die zierliche Beutelmeise. Auf schwankem, über dem Wasserspiegel geneigten Gezweige besetzt der kleine Architekt zunächst einige Bastfäden und webt dann mittelst derselben und der weichen silberweißen Blütenwolke des Pappelbaums sein freischwebendes, birnförmiges Haus, welches der Textilindustrie süßlich als Muster gelten kann. Das Flugloch dieses kunstvollen Nestgebäudes, welches Thür und Fenster zugleich ist, verleiht der kluge Hausvater stets nach Ost, wohl wissend, daß die Morgenröthe für die Wohn- und Kinderstube sehr zuträglich ist, während sein Weibchen ihr zierliches Gelege sorgsam in Pappelblütenwolke einspinnt, damit dasselbe, wenn sie es für eine kurze Weile verlassen muß, nicht verfaule.

Ein höchst origineller Baukünstler ist der leuchtend gelbe, schwarzgeflügelte Goldpöpel, der Sommergast unserer Gärten. Weniger zierlich, wohl aber klug und haltbar webt er sein Nest in einem Wipfelast an jener Stelle, wo derselbe in mehrere Zweige ausläuft, und verankert dasselbe mit langen Baststreifen so fest, daß es keiner der zu gewöhnlichen Gewitterstürme aus seiner Einbettung zu rütteln vermag. In Bezug auf das Baumaterial ist er nicht wählerisch und nicht Nohrgräser, Niedgräser und Halme mittelst schmalen Baststreifen zu weiterfesten Wandungen. Sein Nest vermag, da es weit hinaus in das schwankende Gezweige gebettet ist, keiner der vierfüßigen Räuber zu beschleichen, und er verfehlt dasselbe auch noch mit einem selbsterwunden eingelebten Vord, damit die Jungen ihre Kinderstube nicht verlassen können, bevor sie flügge werden.

Nicht minder geschickt und haltbar, zugleich aber mit mehr Geschmack baut der Drossel-Nohrfräßer seine Behausung. Sein Baugrund — drei bis vier dachförmige Nohrstängel — ist wohl schwankend im vollen Sinne, und doch versteht es der gelehrte Ingenieur, die schwanken Theile durch zielbewusste Verbindungen zu einem haltbaren Fundament für sein aus Niedgräsern, Nohrgräsern und Wasserpflanzen verschiedener Art gewobenes Nest zu schaffen. Auch er verfehlt seine Kinderstube mit einem nach innen gebogenen Vordrarde.

Als Hydrotechniker debütirt bei der Anlage ihres Nestbaues die Wasseramsel. Im Bereich des Wildbachbettes, an überhängenden und unterwachsenen Stellen desselben, über welchen das schäumende Wasser in einer Kurve hinwegfließt, wühlt und adoptirt sie einen geeigneten Spalt als Kinderstube. Um zu derselben zu gelangen, muß das Elternpaar durch die stäubenden Wassertrüben des schäumenden Wassergeräus durchschießen. Die Baukünstlerin hat es deshalb auch unterlassen, die bei Bauführungen übliche Warnungstafel mit dem Veto: „Fremden ist der Zutritt nicht gestattet“, anzutragen. „Sollen es nachmachen“, denkt sie sich wohl, wenn sie lähn und geschickt dicht unter dem tosenden Wasserstrahl einschwenkt zur geborgenen Wiege ihrer Nachkommen.

Hoch und lähn, ganz ihrem Naturell angemessen, bauen die geflügelten Räuber ihre Horste in die Wipfel von Baumtiefen des Hochwaldes. Dort mangelt die Biederkeit wohl, mit welcher der erbarmungslose Mörder Habsicht, der diebische Milan, der

lähne Edelstalle eben nicht rechnet, dafür aber fundamirt der Bauer seine Burg auch nicht mit zartem Bast, sondern mit derben, knorrigen Bürgeln und Kloten, die er mit zielbewusstem Geschick in das gabelnde Astwerk in schwindelnder Höhe eingefügt. Star und trotzig ragen die knorrigen Enden des Unterbaues und wie zur Abwehr über die Peripherie des kreisförmigen Horstes. Das Weibchen stützt wohl den Bau mit Halmen, Flechten und Wildhaar nothdürftig aus, immerhin aber ist das Lager für die Jungen kein wohllich schwellendes zu nennen. Die junge Brut soll eben gleich von Anfang an hart gewöhnt werden, auf daß sie sich sehnig — nicht läppig und weichlich gestalte.

Der schwarze Milan macht es bei Vollendung seines Horstes dem Goldpöpel nach und schmückt seine Diebeshöhle mit allerhand Kram, den er sich aneignet, wo er ihn findet. Das Fragment eines Weiberhemdes oder eines alten Hutes dünkt ihm ein sinniges Beiwerk zur Ausschmückung des Innerraumes. Der bekannte Präparator G. Hodel fand einst in einem Milanhorst ein Geldlorett mit seiner eigenen Adresse. Der Brief sammt Inhalt war ihm das Jahr vorher auf räthselhafte Weise abhanden gekommen; wie war er nun erstaunt, als er das des Inhalts beraubte Loret mit fünf Siegeln ziemlich wohlhablichen im Gefüge des Horstes entdeckte. Ohne Zweifel war es ein weiblicher Marder, welcher den Inhalt behalten und die Hülle im Walde weggeworfen hatte. Dem Milan gefielen wohl die rothen Siegel und er benutzte das Loret als originelle Tapete für seine Kinderstube.

Mäßig und mächtig wie sein Erbauer ist der Horst des Adlers. Das Adlerpaar baut nicht alljährlich einen neuen Horst, es besetzt denselben nur aus und vertheidigt ihn tapfer und hartnäckig gegen Usurpatoren seiner Sippe. Durch die jährlich wiederholten Erneuerungen gestaltet sich solch ein Horst zu einem wahren Konstruktum von mehr als einem Meter vertikalen Durchmesser, unter dessen kolossaler Last das starke knorrige Gerüste der Eiche ächzt und knarrt. Er gestaltet sich zu einer trotzig auf der Höhe thronenden königlichen Zwingsburg, welcher auch — als Attribut — die Vasallen nicht fehlen, denn zwischen dem knorrigen Astwerk der Wandungen des Horstes nistet eine Schaar von — Sperlingen. Einen solchen Horst mit mehr als zwanzig eingebauten Spakenestern lieferte der vorgenannte Präparator und Ornithologe aus der Umgegend von Semlin an das kaiserliche naturhistorische Hofmuseum nach Wien. Dieser Horst des Seeadlers hat das kolossale Gewicht von 600 Kilo!

Noch interessanter erweist sich im Vergleich zu den Werken unserer heimischen Baukünstler der Nestbau einiger Vogelarten der Tropen. Der Virenenvogel z. B. schmückt den Umkreis seines Nestes mit einem zierlichen Kranz farbiger Rüschen und glühender Steinchen, und noch erstaunlicheres leistet eine Spezies des Webervogels. Dieser sängt einen Leuchtkäfer und benutz denselben als Kessel für sein kunstvoll gebautes Haus. Es ist dies erwiesene Wahrheit — keine Fabel.

Schmucklos und schlicht baut die Lerche ihr Nestchen auf dem Erdboden und die Hühnerogel befaestlichen. Einen Schmuck edelster Art hat selbst das kunstlose Nest aufzuweisen: die Arbeit und Sorge des Vater-Thieres, welche die kleine Heimath geschaffen, und die treue, selblose, todesmuthige Mutterliebe, die in derselben waltet.

lokales.

Ein neue Wohnung hat stets allerhand Bedröcklichkeiten im Gefolge, die nicht so leicht in den Kauf zu nehmen sind, wie es bei oberflächlicher Betrachtung den Anschein hat. Frei davon ist eigentlich nur derjenige Mieter, welcher in ein funktionsloses Haus zieht oder in Räume, welche vollkommen neu hergerichtet worden sind. Solche Wohnung werden wir schon aus dem Grunde vorziehen, weil sie leer steht und wir somit Gelegenheit haben, den Wechsel ohne jene nervöse Hast vorzunehmen, welche das Geräuge eines modernen Unzugs ist. Ruh bleibt immer ein Uebel, bei welchem wir allein den „klassischen“ Trost haben, daß und sehr viele Schicksalsgenossen darin beschieden sind. Schon die Ungehmlichkeit, welche in einer eben bezogenen Wohnung ihr Heim aufgeschlagen hat, wirkt abschreckend auf einen Jeden, welcher Sinn für die Begeglichkeiten des irdischen Daseins verspürt. An den Fenstern fehlen die Vorhänge, in den Zimmern stehen die Möbel wir durch einander. Die erste Nacht schläft man womöglich in einem Gachs von Gegenständen, wobei selbst die Sauberkeit, dieses vielleicht beste Attribut des modernen Kulturmenschen, nicht immer mit der wünschenswerthen Beinslichkeit gewahrt werden kann. Schon die nächsten Tage steuern diesem Uebel freilich mit aller Gründlichkeit, indem der Ordnungsfann der Hausfrau schnell überhört, wohin sie diesen oder jenen Gegenstand zu stellen hat. Dazu gefellen sich aber nun fernere

Apfelweins. Inmitten all dieses Jubels nahm sich das Inferat aus wie ein Meno Tokel.

Donnerstag Vormittag findet die Versteigerung der zur Konkursmasse B. gehörigen Mobilargegenstände statt.

Die wenigen Druckzeilen hatten die vielen Menschen hinausgelockt in das entlegene Häuschen, wie der Leichenbrom den Schalal der Wüste. Da standen sie im Schweife ihres Angesichts und lechzten nach den Gegenständen, die von Thränen gereicht, von Seufzern umhaucht waren.

Die Uhr der nahen Kirche schlug zehn. Das Haus blieb noch immer verschlossen. Eine gewisse Erregung bemächtigte sich der bisher so geduldig harrenden Menge.

„Es ist himmelschreiend,“ sagte mit dünner Stimme ein mageres, altes Fräulein, „die Leute so warten zu lassen! Was man nicht alles erdulden muß!“

„Die Auktionen werden mir geradezu verleidet,“ klagte eine behäbige Matrone, indem sie sich den Schweiß von der Stirne wischte.

„Zu Hause liegt mein Kind krank,“ rief eine Frau. „Ich habe mir die Zeit förmlich gestohlen und werde nun so aufgehalten.“

„Wer auf Auktionen geht, muß sich mit Geduld wappnen,“ sagte ein alter, beweglicher Mann, offenbar ein Trödler.

Derselben Ansicht ist ein junges Pärchen, das weder Ungebuld, noch Langeweile empfindet. Hand in Hand stehen sie da, der ehrsame Droger und seine Braut, die Putzmacherin. Sie haben das Herz auf der Zunge. Bald kennt die ganze Umgebung ihren Lebens- und Liebeslauf. Er ist so einfach. Sie sahen sich, sie liebten sich und sie verlobten sich. Zum Beweis dessen geben sie sich vor aller Welt einen herzhaften Kuß.

„Solch ein Benehmen verdirbt doch gegen jede Moral,“

Möglichkeiten, welche keineswegs so leicht zu haben sind. Nebenher laufen aber noch viele andere Angelegenheiten, welche reif dicit werden müssen. In der früheren Wohnung wußte die Hausfrau ganz genau, wo sie in der Nähe am besten und billigsten einkaufen konnte. Das soll sie nunmehr wieder von neuem mit langer Proxis ergründen. Wenn schulpflichtige Kinder vorhanden sind, mehren sich die Veden. Entweder müssen sich die Kleinen, und das ist bei zartem Alter in einer so großen Stadt keineswegs gering anzuschlagen, erst an dem neuen Weg gewöhnen, oder die Entfernung ist so groß, daß sie erst in einer andern näheren Schule untergebracht werden müssen. Mann und Frau haben die gleiche Noth in solcher Lage; Wochen vergehen, bis die Schwierigkeiten sämmtlich behoben sind.

In gleich deutlichem Ausdruck gelangen die heiteren wie die düsteren Seiten Berlins an den Anschlagssäulen. Da reihen sich in buntem Kranz die Theateranzeigen aneinander, welche dem Leser künstlerischen Genuß oder doch fröhliche Unterhaltung versprechen, und in gleicher Abklärung gefellen sich hierzu die Ankündigungen von Konzerten, vom wirklich vornehmen, das ein andachtsvolles Publikum verlangt, bis zu jenen Aufführungen, bei denen die zehnte Muse ihr zwar lustiges, aber doch recht leichtfertiges Wesen treibt. Daneben erblicken wir die Anzeigen der öffentlichen Ballotale, womit wir allerdings von den heiteren Seiten der Weltstadt schon in die Nachtseiten derselben getreten. Denn so prunkvoll die Säle ausgestattet sind, so hell ihre goldblühenden Pfeiler und Decken im Strahle des elektrischen Lichtes erglänzen, und so ausgelassen das Lachen und Gläserklirren ertönt, wach' tiefes Gland ist unter dieser schimmernden Augenseite verborgen! Die Gestirter strahlen vor Uebermuth, aber wach' furchtbare Oede gähnt im Innern, wie bittere Verzweiflung klagt manchmal durch das schmale Lachen hindurch, und im Herzen manches der jungen Leute, die sich gebenden, als ob die Welt ihnen gehöre, als ob für ihr leichtsinnig verstreutes Geld Alles feil sei, nagen heimlich die Gewissensqualen, wächst höher und höher die Furcht empor, die sich nicht mehr will hinwegschwemmen lassen durch die immer vermehrten Transtropfen. In viel innigerem Zusammenhang, als die meisten ahnen, stehen diese prunkenden Ballotale, die immer neue Lodungen erkennen, mit jenen kleinen unscheinbaren Anschlagzetteln, in denen es heißt: „Rehre zurück! Alles soll vergehen und vergessen sein!“ Welche Tragödie ist oft von so wenigen Worten umschlossen! Wir sehen ein Elternpaar in verzehrendemummer. Ihr Sohn, der Stolz ihrer Herzen, von dem sie große Dinge und eine sichere Stütze für ihre alten Tage erwarteten, er ist auf abschüssige Wege gelangt, auf denen kaum noch ein Halten ist. Aber das Elternpaar ist von unendlicher Güte und weiß zu vergeben auch dort, wo das unerbitliche Gesetz nur harte Strafe kennt. Ueberfahrt von Bremen und Hamburg nach New-York lautet neben jenem Bettel ein Riesenplakat, und das ist der Weg, den sie den Verirrten schicken werden, wenn ihn Scham und Reue zurücktreiben in das Elternhaus, wenn er nicht bereits gänzlich verloren ist. Gleichgiltig blicken Hunderte und aber Hunderte über solchen Anglistus hinweg, um mit desto lebhafterem Interesse das Auge auf dem benachbarten Bettel haften zu lassen, der ein paar Hundert oder gar tausend Mark Verlohnung demjenigen verheißt, der zur Wiederentdeckung werthvoller gestohlener Güter verhilft. So Mancher mit knurrendem Magen und abgetragener Noth kann sich nicht trennen von der Anzeige, mit deren Preise, wie er meint, ihm für immer geholfen wäre. Man beobachte einmal solchen armen Teufel: mit leisem Seufzer reißt er sich endlich los von dem verlockenden Anblick, um weiter zu schlendern, aber schon bei der nächsten Anschlagssäule bleibt er wieder stehen, um abermals den Bettel zu studiren. Tausend Mark, ja, wer die hätte! und argwöhnisch mustert sein Auge die Umstehenden, ob nicht auf einen derselben das Signalement der mutmaßlichen Thäter passe. Manchmal freilich kann man nur mit Schauern diese Bettel betrachten, in dem Falle, wo sie von furchtbaren Verbrechen wider das Leben melden. Da drängen sich immer erneute dichte Haufen um die Säule hin und wieder übernimmt wohl einer das Amt des Vorlesers, damit auch die fernst Stehenden schnell von dem Ungeheuren erfahren, und mit jenem Gemisch von Neugier und Grauen, das in der Seele vieler Menschen leicht erweckt ist, lauschen Alle dem schlichten und doch so furchtbar deutlich redenden Berichte.

Der vom Quellenstudium des Admiralsgartenbades neu entdeckten Soolquelle auf dem Hofe des Hauses Alexanderplatz 3 dürfte nach einer Reporteremeldung bald eine zweite auf demselben Grundstücke folgen. Bohrversuche werden etwa 20 Fuß weit von der ersten Stelle gemacht und es soll mit Sicherheit anzunehmen sein, daß auch hier Soole gefunden werden wird. Das Wasser der ersten Quelle wird vom Bohrloch aus mittelst Röhren herausgelaßt und läuft in der Stärke eines Mannsarms in den Kanalisationsgraben ab, bis der Bau

hört man die dünne Stimme des alten, mageren Fräuleins entrüftet rufen. „Nicht neidisch sein!“ brummt der Trödler. „Wir waren doch Alle einmal jung.“ Diese Bemerkung scheint das alte Fräulein sehr zu verbriessen, welches zweifellos annimmt, daß es nicht nur jung war, sondern auch noch jung ist. Plötzlich geht eine Bewegung durch die Menge. Die Thür des Hauses wird geöffnet. Alles drängt dahin. Durch einen hübschen, breiten Flur geht's in ein großes Vorderzimmer mit prächtigen Tapeten und reich verzierter Stuckdecke. Das Zimmer ist vollständig ausgeräumt. Nur einige rohe Bänke und Stühle sind in Reihen für das Publikum aufgestellt. Eine große Flügelthür führt nach der Nebenstube. Diese gleicht einem Möbelmagazin. Die Gegenstände, welche veräußert werden sollen, sind zum größten Theil darin untergebracht. Die Stube schien bisher als Speisesaal gebient zu haben. Ein großes Buffet deutet darauf hin. In der ausgehobenen Flügelthür ist der Länge nach ein Tisch aufgestellt. An diesem Tisch soll die Auktion vor sich gehen.

Der ausgeräumte Salon ist bald vom Publikum angefüllt. Vorne nehmen die Personen Platz, die sich bereits draußen bemerkbar gemacht haben.

In der Nebenstube sieht man den Gerichtsvollzieher und den Auktor hin- und hergehen. Zuweilen bleiben sie in einer Ecke hinter dem Buffet stehen, von wo aus man unterdrücktes Schluchzen vernimmt. Wer zur Seite sitzt, jener Ecke gegenüber, der kann die Personen erblicken, mit denen die Gerichtsdienere sich unterhalten. Ein Mann ist es und ein Weib, beide jung, beide schön. Der Mann sieht tiefbetrübt vor sich hin. Seine edlen Züge sind matt und abgehärtet. Mit einer gewissen Apathie beantwortet er die Fragen des Gerichtsvollziehers. Das Weib

(Nachdruck verboten.)

Die Auktion.

Von M. S. f. a. y.

Vom blauen, wolkenlosen Himmel herab glüht die Sonne. Die Straßen der Stadt sind verödet. Wen nicht zwingende Gründe hinaustreiben, der bleibt daheim im kühlen Schatten der Behausung.

Draußen jedoch, an einem schmuden Häuschen der Vorstadt, haben sich Menschen angeammelt. Sie erfüllen das Vorgärtchen, bevölkern das Pöfchen und drängen sich bis hinein in die Straße. In dichten Gruppen stehen sie, mit ernst, wichtiger Miene. Die Sonnengluth hat ihre Gesichter geröthet. Der Schweiß perlt in Tropfen von ihrer Stirn herab. Sie aber harren still und ergeben des Augenblicks, da die Thür des Häuschens sich öffnen wird. Das starke Geschlecht ist schwach vertreten. Meist sind es Frauen, die hier eine Art Fegefeuer erdulden, um dann geläutert in die Pforten des Paradieses einzuziehen.

Das Paradies heißt Auktion. Ein amtliches Zeitungsinsertat hatte es den harrenden Gläubigen verkündet. Wer zu lesen weiß zwischen den Zeilen des trockenen Amtsstyls, der kann daraus eine ganze Leidensgeschichte entziffern, ein schreckensvolles Trauerspiel bürgerlicher Verarmung und gleich einer Shaloppeare'schen Tragödie mit ihren komischen Figuren, gleich einem Grabstein, den wilde Rosen led umleiten, so war das traurige Inserat eingerahmt von Annoncen gar fröhlichen Inhalts.

Operetten, Konzerte, Affentheater umgaukelten es zur Linken; Tanzvergnügen, Gondelfahrten, Schützenfestlichkeiten lockten zu seiner Rechten. Obenüber war es gekrönt von frischer Leberwürst. Den Sodel bespülten Fluthen delikaten

des auf dem Hofe dieses Grundstückes zu errichtenden Bades, dessen Mauern bereits über den ersten Stock hinausgediehen, vollendet ist. Es soll acht Monate langwieriger und mühsamer Arbeit bedürftig haben, um die Quelle zu fördern. Bis zur Tiefe von 24 Meter mußte mittels Diamantbohrers gehohlet werden, ehe ein Erfolg festgestellt werden konnte.

Die goldene Hundstunde macht nicht nur bei Geschäften Schule, sondern akademisch gebildete Personen, welche sich berufen fühlen, das Volk durch Zeitungslesung zu belehren, folgen ihrem Beispiel, wie folgendes Inserat, welches vor einem Buchdruckersabblatt entnommen, beweist. Dasselbe lautet:

„Redakteur sucht e. Stelle: Dr. phil., der einst studiert Volkswirtschaftl. u. neuere Sprachen, der mit Schöpfung d. Feder führt (Zeitartikel, Plaudereien); der als Knab' Korrektor u. Fodor, der d. Winkelhaken schwinget (eines Druckers jüng'rer Sohn): unter all' d. Federweid ein Unterfall-Genie! — Verslein, mache mir Neffame! Eduard Müller ist mein Name, und Nordhausen i. dt. mein Wohnort, 23 Petersberg dort.“

Wir wissen nicht, was höhere Bewunderung verdient, das „Unterfallgenie“ oder die Zeitung, welche sich desselben bedient.

Colchicum autumnale L., die auf feuchten Wiesen Süd- und Mittel-Deutschlands häufig, in Norddeutschland seltener wild wachsende Herbstzeitlose ist eine unserer gefährlichsten Giftpflanzen, wie der Botaniker eines Berliner Gymnasiums vor wenigen Tagen hat erfahren müssen, als er nach dem Aufreißen der Kelchröhre durch den Daumnagel — wahrscheinlich um die Werkzeuge der Befruchtung zu zeigen — sein Butterbrot auf eine volle Stunde ohnmächtig im Konferenzzimmer liegen ließ; die geistige Thätigkeit war für den ganzen übrigen Tag, trotz ärztlicher Pflege, aufgehoben. Da noch immer einzelne blühende Pflanzen auf unseren Wiesen vorkommen, glauben wir, dieselben ein wenig genauer beschreiben zu sollen. Sie gehören zu den Lilienblühigen (Liliaceae-Melanthaceae oder Colchiciaceae), sind also Zwiebelpflanzen mit trichterförmigem farbigen Kelch (Perigon), fleischrothen oder h. purpurfarbigen, auch einfach und gefüllt weichen und gefüllt purpurrothen Blütenkrone (in den Gärten) und sehr langer Kelchröhre. Die Blätter erscheinen erst im Frühjahr und sind spitz, breit-lanzettlich. Die Zwiebel enthält das Alkaloid Colchicin und bringt gekaut durch ihre ätzende Schärfe Brennen im Schlunde und reichlichen Speichelfluß hervor. Das Kraut muß bei der Gewinnung ausgesucht werden, denn dasselbe ist dem Menschen sehr schädlich und die mit Futtergräsern abgemähten Fruchtstängel und Blätter haben schon mancher Kuh den Tod gebracht. Die von Süddeutschland in Norddeutschland in ganzen Wagenladungen eingeführt Zwiebeln wurden s. B. viel zur Vieerzucht verbraucht. Die Zeitlose war schon den Alten bekannt und wurde auch Ephemerion (vergänglich, nur einen Tag da ernd) genannt, weil man überzeugt war, daß derjenige, welcher eine Zwiebel esse, an demselben Tage sterben müsse. Colchica venena der Alten habe von dieser Pflanze den Namen. Zwiebel und Samen (Radix et semina colchici) gehören seit langer Zeit zu den schärfsten Heilmitteln gegen Gicht und Wasserfucht; doch aber auch die Kelch- (Perigon-) Röhre mit Fruchtboden, Griffel und Staubfäden so stark wirken können, wie oben berichtet wurde, dürfte noch ziemlich unbekannt sein.

Der Slat verdirbt den Charakter“, sagt eine Brochure, welche im Reiche der vier Wenzel eine ungeheure Wirkung hervorzubringen würde — wenn die Slatbrüder überhaupt lesen wollten. Aber sie lesen eben nicht, sondern spielen nur und vergeuden ihre Zeit, und das ist es, was ihnen die Brochure von Frau Anna und Dr. Heinrich Fränkel zum Vorwurf macht, indem sie einfach, wie das „A. J.“ bemerkt, registriert: „Nach unseren in allen Theilen Deutschlands gesammelten Erfahrungen wird gegenwärtig vom deutschen Volk in seiner Gesamtheit mehr Zeit auf's Kartenspielen als auf's Lesen von Büchern verwandt.“ Wir nehmen zur Ehre des deutschen Volkes an, daß Herr Dr. Fränkel und Frau Anna sich „verahnt“ haben, was ja bei einer so großen Zahl, wie es die Einwohnerzahl Deutschlands ist, sehr leicht möglich ist. Wir halten auch die Besichtigung des Autor-Obepaars für übertrieben, daß „der Slat den Charakter verdirbt.“ Es ist dieses Angstwort dem von der Politik, die ebenfalls „den Charakter verderben“ soll, zu sehr nachgebildet, um noch Effekt zu erzielen. Was soll nicht noch Alles den Charakter verderben! Die Politik, der Slat, das echte Bier, das Regelspiel und wer weiß was sonst. Nein, so weit braucht man nicht zu gehen. Aber unbestreitbar scheint uns in der That, daß der Slat die Aufmerksamkeiten eines großen Theils der „Gebildeten“ in einem dem Kartenspiel niemals einräumenden Grade, in einem bedrohlichen Maße ausfüllt, bedrohlich darum, weil das Kartenspiel jedes Interesse an geistiger Ausfüllung der Ruhezeit, an Pflege der Geselligkeit, Beredlung des Lebens im Hause zerstören kann. Das Autorpaar leitet seine gebornischen Angriffe gegen das Kartenspiel mit folgender wüthamer Kennzeichnung der Slaterei ein: „In Dresden fand vor einigen Monaten der dritte deutsche Slatkongreß statt. Zur Feier des Tages machten die Theilnehmer u. a. nach gethauer „Arbeit“, d. h. nachdem man viele Stunden lang Slat gespielt, eine Rundfahrt durch den „Großen Garten“ — mit Staunen lobten die Dresdener, wie die eifrigsten der Spieler während des Fahrens Slat spielten, ohne rechts oder links zu blicken. Am Abend fand im Hoftheater zu Ehren der Slatbrüder eine Festvorstellung statt — die Ehrengäste aber saßen im Foyer und spielten Slat.“ Die Feinde des übermäßigen Kartenspiels können

aus solchen Vorgängen sehr leicht das Urtheil fällen, daß die Slatfanatiker wirklich jeden Sinn für Natur- und Kunstfreude verloren haben, abgesehen davon, daß die Veranstaltung von Slatkongressen wie eine Verhöhnung des Kongreßgedankens sich darstellt. Zuletzt werden wir noch „Kongresse von Nüchtern-interessenten“ sich breit machen sehen, d. h. nicht von kühnen Müllern etwa, sondern von solchen Leuten, welche „Nüchtern-ziehen“. Erstaunlich ist es nun und beschämend zugleich, daß wirklich ernsthaft Berufsmenschen sich zu solchem Unsinne, wie es ein „Slatkongreß“ ist, bereit finden. Der Zufall selbst hat ja diesen Unsinne dadurch ironisirt, daß der preisgekrönte Slatmeister ein — Gimpel war. Unser größter Dichter und Denker hat das Spiel als Selbstzeugniß der Geistesarmuth bezeichnet. Dem entgegen steht zwar das Beispiel Kant's, der auch Karten spielte und das Kartenspiel anderen empfahl, aber quod licet Jovi non licet bovi, oder in diesem Falle, was bei einem Geiste wie Kant ein Ausruhen des Geistes bedeutet und für weitere Arbeiten tüchtig macht, das nimmt dem Geiste eines mittel-mäßigen Menschen ganz in Anspruch und spannt ihn ab, so daß ein solcher oft an seine Berufsarbeiten mit zerfahrenem Sinne, mit Unlust geht. Für alle diejenigen überhaupt, welche sich am Tage geistig beschäftigen, mag ein Ständchen, beim Kartenspiel zugebracht, als Erholung betrachtet werden, für alle dagegen, welche praktischen Berufszweigen angehören (und darin geben wir der erwähnten Brochure Recht), für alle Kaufleute, Gewerbetreibende, die große Mehrzahl der Beamten u. s. giebt es angemessene Abwechslung zur Erholung in den Ruhestunden, als das unaufhörliche Kartenspiel, welches bis in die Nachtstunden hinein währt. — Eine Brochure bezeichnet die Slat-sucht als „Kartensucht“ und behauptet, daß alle Kreise von ihr befallen sind. Einem Nicht-Slatspieler muß es allerdings befremdlich erscheinen, daß beinahe überall, wohin er geht, die Frage an ihn gerichtet wird, sobald es sich darum handelt, ein Abendstündchen zu verbringen: „Sie können doch Slat spielen?“ Als geborene ist durchaus zur Bildung der Zeit, die Slatgeheimnisse zu kennen. Die vier Wenzel sind die vier Elemente der Geselligkeit geworden. Eine andere kennt man in gewissen Kreisen nicht mehr. Die „ästhetischen Thees“, die musikalisch-dellamatorischen Abendunterhaltungen kennt man nicht mehr. Dafür läßt man schon ganz direkt vom „Slat“ ein. Es giebt „Bier-Slat“, „Thee-Slat“, „Kaffee-Slat“; wir sind nicht mehr weit davon entfernt, daß die Konfirmanden und Konfirmandinnen sich zur Feier des Tages einen Slat leisten. Was ist aber auch unter solchen Umständen aus einer „Abendgesellschaft“ von heute geworden! Raum ist die obligate „abfütterung“ (wie ganz im Geheimen die Erweisung der Gastfreundschaft genannt wird) zu Ende, so ziehen sich die Herren zum Slat zurück. Die Damen müssen die Zeit nach dem Essen, bis es den Herren gefällig ist, das Kartenspiel zu lassen und sich von den „Reizen“ des Spielstoffs loszumachen, mit den banalsten Gesprächen zubringen. Die Brochure sagt nicht mit Unrecht: „Wenn wir die sogenannte „Geselligkeit“ unserer heutigen „Gesellschaft“ ansehen, dann möchten wir doch unsere Großeltern um die vielerpötelten „ästhetischen Thees“ ein wenig beneiden. Unser ganzes Leben ist reicher und weiter geworden. . . . Die Eisenbahnen und Dampfschiffe haben uns die ganze Welt erschlossen und weite Reisen zur Gewohnheit aller nur einigermaßen Bemittelten gemacht, aber das alles hat unsere Geselligkeit nicht bereichert, weil in derselben Zeit das Kartenspiel seinen steigenden Einzug in die „Gesellschaft“ gehalten und die Genossenschaft der Slatbrüder, die weder nach Gatten, noch nach Vater, noch nach Unterhaltungsplätzen fragen, zum herrschenden Element in derselben gemacht hat.“ Diese Streitschrift enthält, wie man sieht, vieles Beherzigenswerthe, aus dem derjenige, der noch höhere Pflichten der Geselligkeit, als Kartenspielen kennt, die Nothwendigkeit bestätigt findet, daß der Slat — entbrennt werden muß. Aber es wird wahrscheinlich nicht viel nützen, wenn die Slatbrüder so mächtig geworden.

Afrika und die Zivilisation. Unserm Kolonialschwärzern könnte man folgende Skizze ins Stammbuch schreiben:

Ein großer starker Mann, in eine Uniform gekleidet und bis zu den Knien bewaffnet, klopft an die Thür einer Hütte an der Küste von Afrika.

„Wer bist du und was willst du, Mann?“ fragt eine Stimme aus dem Innern der Hütte.

„Im Namen der Zivilisation öffne die Thüre deiner Hütte, sonst stoße ich sie ein und jage dir Blei in die Eingeweide.“

„Aber was willst du denn hier?“

„Mein Name ist europäische Zivilisation. Rede darum nicht wie ein Narr, du schwarzes Vieh; was glaubst du, wofür ich hier bin und was ich verlange? Was sonst, als dich zu zivilisiren und ein vernünftiges menschliches Wesen aus dir zu machen, wenn so etwas möglich ist.“

„Was willst du thun?“

„Zuerst mußt du dich wie ein Weiser leiden. Es ist eine Sünd' und Schand', so herumzulaufen, wie du thust. Von jetzt an mußt du Unterleider tragen, ein Paar Hosen, eine Weste, Hülsenhut — was man eine „Angströhre“ nennt — und ein Paar gelbe Handschuhe. Ich werde dir dieselben zu mäßigen Preisen liefern.“

„Was soll ich damit thun?“

„Sie tragen, selbstverständlich; du glaubst doch nicht, daß du sie essen sollst? Oder? Der erste Schritt in der Zivilisation ist, passende Kleider zu tragen.“

„Aber es ist hier zu heiß, solche Kleidung zu tragen. Ich

schmachvoll. Aber das Vermögen entsprach der Ausstattung nicht. Die Einkünfte reichten kaum hin, um Ella's Toilette zu bestreiten. Da hatte denn Arthur, der dem geliebten Weibe keinen Wunsch verjagen mochte, sich in Speculationen gestürzt.

Es war das alte Lied. Zuerst lächelte ihm das Glück. Infolge dessen hielt er sich für unfehlbar und erweiterte seine Wagnisse ins Unberechenbare. Da trat der Umschwung ein. Verlust folgte auf Verlust, bis eines Tages das Unabwendliche über ihm zusammenschlug, wie die Wellen über dem Ertrinkenden.

Ella hatte keine Ahnung von den Kämpfen, welche er bestand. Als etwas Selbstverständliches hatte sie die tausend Aufmerksamkeiten hingegenommen, mit denen er sie überschüttete. Ihr leichter Sinn hatte nie nach dem Woher gefragt. Um so grausamer empfand sie den Schlag, als sie der Entbehrung, der Armuth, der Noth in seiner mittellose Anblick schauen sollte. Die häßlichen Formalitäten des Gläubers stöhnten ihr Entsetzen ein. Als die Gerichtsdienner die Siegel anlegten, war sie in Ohnmacht gefallen.

Und warum mußte sie das alles erdulden? Weil sie die Gattin dieses leichtsinnigen Mannes war, dieses Mannes, der ihr die Wahrheit verheimlicht, der sie getäuscht hatte. Ein Gefühl des Hasses gegen ihn war in ihr emporgestiegen. Doch bald erwachte die Liebe wieder, als sie ihn leiden sah, leiden um ihrer willen. Und nun suchte sie mit verdoppelter Zärtlichkeit wieder gut zu machen, was sie ihn zuvor hatte hüben lassen. Heute aber, als das Schrecklichste ihr bevorstand, als die einzelnen Bestandtheile ihres Heims zerplückt werden sollten, wie die Blätter einer Blume, als selbst die Kinderausstattung, die sie vorsorglich für das noch Ungeborene hergerichtet, wildstrebenden Menschen in die gierigen Hände fallen sollte — heute war die mühsam errungene Fassung wieder verschwunden und sie gab sich von neuem dem Schmerze, der Verzweiflung hin.

bin daran nicht gewöhnt. Ich werde durch die Hitze zu Grunde gehen. Willst du mich denn tödten?“

„Nun, wenn du stirbst, wirst du die Genugthuung haben, ein Märtyrer der Zivilisation zu sein.“

„Du bist sehr freundlich.“

„Erwähne dessen nicht. Sag, womit gewinnst du deinen Lebensunterhalt?“

„Wenn ich hungrig bin, esse ich eine Banane. Ich esse, trinke oder schlafe, just wie es mein Bedürfnis erheischt.“

„Welch' schreckliche Barbarei!“

„Warum das?“

„Du mußt dich zu einem Geschäfte bequemen, mein Freund. Wenn nicht, dann mußt ich dich als Bagabunden einsperren.“

„Wenn ich ein Geschäft betreiben muß, so werde ich ein Kaffeehaus eröffnen. Ich besitze eine große Quantität Kaffee und Zucker.“

„O, du hast? Hast wirklich? Ei, da bist du ja kein so hoffnungsloser Gesell, wie ich dachte. Vorerst hast du mir 50 Dollars zu zahlen.“

„Wofür?“

„Als Eigenthumssteuer, du unverständiger Heide. Glaubst du vielleicht, daß du all' die Segnungen der Zivilisation umsonst bekommst?“

„Aber ich habe kein Geld.“

„Das macht keinen Unterschied. Ich nehme es heraus in Kaffee und Zucker. Wenn du nicht bezahlst, so stecke ich dich in's Gefängniß.“

„Was ist Gefängniß?“

„Gefängniß oder Zuchthaus ist ein Fortschrittswort. Du mußt bereit sein, der Zivilisation einige Opfer zu bringen. Verstehst du?“

„Welch' große Sache ist doch die Zivilisation!“

„Du kannst unmöglich ihre Wohltaten begreifen, du wirst es aber, noch ehe ich mit dir fertig bin.“

Der unglückliche Eingeborene stoh in die Wälder, und man hat seitdem nichts mehr von ihm gehört.

Herr Heinrich Quistorp beschäftigt sich jetzt wieder mit großen Plänen. Er beabsichtigt, in Spandau nicht nur einen umfangreichen Komplex von Wohngebäuden zu errichten, sondern er will auch ein Wasserwerk und eine Straßenbahn in Spandau gründen. Für letztere Unternehmen hat er, so lieb er dieser Tage vertritt, vom Magistrat eine Konzession zur Vornahme von Vorarbeiten erhalten. Herr Bürgermeister Koelge bezeichnet diese Behauptung in der letzten Stadtverordnetenversammlung als falsch. Von einer Konzession, so erklärte er, könne gar keine Rede sein. Herr Quistorp habe zwar eine Anfrage betref's der erwähnten Projekte an den Magistrat gerichtet, es sei ihm jedoch erwidert worden, er solle vorerst Anschläge einreichen. Die Ausführung von Vorarbeiten könne natürlich Herrn Quistorp nicht verweigert werden.

Im den Zugwiderstand der Pferdeisenbahnwagen, der besonders beim Anziehen der Pferde sich geltend macht und zur schnelleren Abnutzung derselben beträchtlich festzustellen, sind neuerdings von den Ingenieuren der Großen Berliner Pferdeisenbahngesellschaft eingehende Versuche angestellt worden. Es wurde dazu in der Werkstatt des Grundbrunnens über einen Normalstienenstrang ein festes Bodenkreuz errichtet, das in der Mitte eine Seiltrolle von 100 Millimeter Durchmesser trug. Die Auflage derselben entsprach der durchschnittlichen Höhe der Gesäßrinne an der Brust des Pferdes, und wurde dies Hansfell in passender Weise an dem Wagen befestigt, so daß dieser bei den Zugversuchen jedesmal annähernd unter demselben Winkel gezogen wurde, unter welchem die Bespannung in Wirklichkeit den Wagen in Bewegung zu setzen hat. Von den so angewandten Wagen haben die Dreifigwägen ein Gewicht von 3120 Kilogr., die anderen Zweifigwägen (Rekonstruktion) von 2500 und die Einspännerwagen von 1780 kg. Die bisherigen Versuche stellten zwar noch schwankende Ergebnisse heraus, berechtigten aber zu der Annahme, daß bei vollständiger Belastung die Wagen erster Klasse eine Zugkraft von mindestens 136 kg, die der zweiten Klasse von 72 und die der dritten Klasse von 53 kg beanspruchen. Vergleichsweise nimmt der Zugwiderstand in geradem Verhältnis zu dem Gewicht der Wagen ab und steigt selbstverständlich die von den Pferden aufzubringende Kraft, um den Wagen von der Ruhe in Bewegung zu setzen, je nach der Schienenlage, so wie in hohem Grade auch bei den Hindernissen, die Risse, Schnee und Eis dem Anziehen der Pferde entgegenstellen. Wie die „Nat. Bz.“ noch hört, ist auf einzelnen Linien der Pferdeisenbahngesellschaft eine neu konstruirte Antriebsvorrichtung in Betrieb gesetzt worden, die zur Erleichterung des Anziehens der Pferde überraschende Resultate aufweist. Es besteht dieselbe in einem mit den Achsen der Räder verbundenen eisernen Apparat mit beweglicher Zugstange.

Die verlorene Couronne. Dieser Tage schritt ein junges Mädchen, stolz wie ein Spanier, die L-Strasse entlang. Eine mächtige Tournüre zierte ihren hinteren Menschen, der dadurch fast das Aussehen eines Kameelhöckers hatte. Den Spuren der jungen Dame folgte ein Herr, jedoch nicht erdühend, sondern aus vollem Halse lachend. Und was war's, was seine Heiterkeit so erregte? Besagter künstlicher Höder, welcher anscheinend mit Sägemehl gefüllt war, mußte einen Nis bekommen haben, denn wie Sand einer Sanduhr aus einem Glas in das andere, so rieltete aus ihm sein Inhalt heroor, den Weg des Mädchens bezeichnet. Doch nicht genug damit; plötzlich verschwand auch der Höder, um gleich darauf als „lustvoll“ fabricirte Tournüre auf dem Trottoir zu erscheinen.

Jetzt stand sie da, für einen Augenblick die Wirklichkeit vergehend.

Der Gerichtsvollzieher machte ein gelangweiltes Gesicht, während der Ausrufer ihm spöttisch zunickte.

„Fangen wir an!“ sagte der erstere.

Bei diesen Worten fuhren die Gatten auf. Die grausame Wirklichkeit trat wieder in ihre Rechte.

„Ich bitte, Herr Gerichtsvollzieher“, rief Arthur mit flehendem Tone, „warten Sie nur noch eine Viertelstunde! Der Bruder meiner Frau hat uns seine Perreife angezeigt. Der Zug muß schon eingetroffen sein.“

„Nun wohl“, war die Antwort, „auf eine Viertelstunde soll es mir nicht ankommen, obgleich das Publikum bereits ungeduldig wird.“

In der That, die Vielwütigen begannen zu murren. Einige schwangen sich sogar zu der Drohung empor, sofort das Haus zu verlassen, wenn man sie noch länger an der Nase herumführen wolle.

Die Viertelstunde verstrich. Der Bruder Ella's erschien nicht.

„Ich kann nicht länger warten“, sprach der Gerichtsvollzieher.

Arthur schwieg. In dumpfer Ergebung sah er da. Der Ausrufer nahm verschiedene kleine Gegenstände zur Hand.

„Bitte, beginnen Sie doch lieber mit dem Kaffeeservice!“ rief das magere alte Fräulein.

„Wir sind keine Kaffeeschwärzern, die mit Kaffee anfassen und aufhören“, wichelte der Ausrufer. Dann pries er dem Publikum die Gegenstände an, welche er in der Hand hielt. Es waren dies ein Handschuhkasten aus rothem Sammet, ein Arbeitstischchen von gesticktem Maroquinleder und eine Bonbonniere aus rosa Atlas.

(Schluß folgt.)

hat einen Ausdruck des Stolzes in dem schönen Antlitz. Von Zeit zu Zeit preßt sie ein Taschentuch vor die Augen und ein konvulsives Beben zuckt durch die hohe, üppige Gestalt.

„Ella, ich sehe Dich an, schone Dich!“ ruft ihr der Gatte schmerzvoll zu. „Bedenke Deinen Zustand! Komm' hinauf, nach oben!“

„Nein“, schluchzt sie, „ich will Abschied nehmen von all den lieben Gegenständen, die meine Freude bildeten. Ich will sehen, in welchen Hände sie gerathen.“

„Sie werden Dir verbleiben, Ella. Dein Bruder wird eben jetzt mit dem Zug gekommen sein. Er wird alles für uns — für Dich zurückkaufen. Deshalb martere Dich nicht umsonst! Denke an Deinen Zustand! Denke an —“

„D unser Kind!“ seufzt sie. „Es wird als Bettler in die Welt eintreten. Möchte doch die Stunde seiner Geburt mir den Tod bringen!“

„Ella!“

Er stieß es bebend hervor. Das Wort enthielt Schmerz, bittere Klage, Selbstvorwürfe, milde Verzweiflung.

Sie wurde von Mitleid ergriffen und reichte ihm die Hand.

„Arthur, verzeih' mir! Ich bin so unglücklich! Ich weiß nicht mehr, was ich rede. Aber eines weiß ich, daß Du mich liebst und daß alles, was Du gethan hast, aus Liebe zu mir geschah.“

„Ella!“

Dieses Mal drückte es Zärtlichkeit und Dank aus. Die Thränen der beiden Gatten liefen. Ach, welche Zeit lag hinter ihnen! —

Die Liebe hatte sie zusammengeführt. Ihr Hochzeitsfest war eines der schönsten und glänzendsten gewesen, welche je in der Stadt gefeiert wurden. Die Ausstattung ihrer Häuslichkeit entsprach dem Feste. Sie war reich und ge-

In demselben Augenblicke verschwand auch das junge Mädchen hinter einer Haustür. Da schielte es an derselben und als geöffnet wurde, stand jener Herr dort, einen Gegenstand in der Hand haltend. Mit züchtigen, verschämten Wangen sah er die Jungfrau vor sich stehen und überreichte ihr mit verbindlichem Lächeln das verlorene „Verschönerungsmittel“. Ein Aufschrei seitens des Mädchens und dann stieg die Thür heftig ins Schloß. Der Tournurenfinder aber schritt lachend seines Weges.

Räthsel können mit der Zeit unratbar werden, weil die Gegenstände, auf welche sie sich beziehen, in Lande außer Gebrauch kommen. Mir fiel dieser Tage, schreibt ein Mitarbeiter der „Nat.-Bl.“, ein altes Zeitungsblatt in der Hand, in dem ein Liebhaber und Sammler von vollstümlicher Spruchpoesie u. a. auch eine Anzahl von Räthseln mittheilt, die er unter mecklenburgischem Landvolk gesammelt hat. Davon lautet eines:

Sie schänden mich, sie schaden mich,
Sie schneiden mir den Kopf ab,
Sie geben mir was zu laufen,
Und lassen mich wieder laufen.“

Ein anderes heißt:

Das Tages hab' ich nichts zu thun,
Man läßt mich in dem Winkel ruh'n;
Des Abends, bricht die Nacht herein,
Dann schluck' ich Feuer und Flammen ein.“

Unsere Kinder können beide Räthsel nicht mehr errathen. Wir Aelteren, wenn wir uns auf unsere Jugend zurückbesinnen, kommen noch dahinter, daß bei dem einen die Auflösung lautet: „Die Haispöse“, bei dem anderen: „Die Lichtpöse.“

Die ansteckende Augenkrankheit, durch welche, wie wir berichteten, die Schüler eines Berliner Gymnasiums heimgesucht wurden, ist auch in anderen Städten aufgetreten. So meldet die „Welterzeitung“ aus Jpehoe vom 27. September: „Das Auftreten der egyptischen Augenkrankheit in verschiedenen Klassen der städtischen und privaten Schulen in Jpehoe hat deren Schließung zur Folge gehabt. Diefelbe Krankheit ist auch unter den Schülern des Meidortser Gymnasiums ausgebrochen. In den vier unteren Klassen ist bereits über die Hälfte der Kinder von dieser Krankheit befallen.“ Wahrscheinlich wird es sich auch dort wohl nicht um die eigentliche „egyptische Augenkrankheit“ handeln, sondern um dieselbe endemische Augenentzündung, wie bei den Schülern des Berliner Nothhülfschulen Gymnasiums.

Die muthmaßlichen Täter eines Einbruchdiebstahls, welcher am letzten Freitag in dem Hause Grüner Weg Nr. 70 begangen wurde, sind in den Personen zweier vorbestrafter „Arbeiter“ verhaftet worden, desgleichen eine der Hehlerin beschuldigte in der Ballfadenstraße wohnende Frau S. Der Einbruch war in der Wohnung des Weibhändlers Hensel begangen worden; die Diebe hatten zwei goldene Ketten, eine goldene Uhr, ein goldenes Armband, eine Granatpange, eine Eisensteinbroche und andere Werthsachen, sowie eine Summe baaren Geldes erbeutet.

In Lebensgefahr schwebten Sonntag Nachmittag drei Personen auf dem Huthener See bei Hantel's Ablage. Der Anhaber eines Segelbootes war mit einer Dame und einem Herrn auf einer Fahrt begriffen, als sich gegen 3 Uhr ein unglücklicher Wind erhob. Das Fahrzeug befand sich gerade in der Mitte des Sees und floz in der Richtung mit dem Winde pfeilschnell dahin. Böglich wurde es in andere Linie gedrängt, legte sich zur Seite und wurde so schnell mit Wasser gefüllt, daß es augenblicklich zu sinken begann. Die drei Insassen hielten sich mit aller Kraftanstrengung über Wasser; die Dame hatte soviel Selbstgeheimnis, sich an der aus dem Wasser ragenden Mastspitze festzuklammern, während sich die beiden Herren durch Schwimmen retteten. Für Hilferuf machte sofort einige Boote vom Ufer aus flott; die mituntergelaufenen Herren befreiten selbst ein Boot und eilten zur Rettung ihrer Leidensgefährten herbei, sodas diese glücklich ans Land gebracht werden konnte. Die Hebung des Segelbootes dauerte bis zum Abend.

Wie der durchgegangene Hausdiener Fetta erwischt wurde, lesen wir im „Ostpreussischen Kreisblatt“ in einer Korrespondenz aus Hadersleben, 22. September: „Vor einigen Tagen lief die Nachricht durch die Zeitungen, der Hausdiener Fetta aus Berlin sei mit 5000 M., die ihm sein Herr zum Umwecheln übergeben, durchgegangen und in der Richtung nach Magdeburg entwichen. Fetta muß von dort aus den Weg nach Hadersleben, wo er vor längerer Zeit zwei Jahre lang gearbeitet hat, eingeschlagen haben; denn am Donnerstag der vergangenen Woche kam er zu einem Aufseher der hiesigen Zuckerfabrik und bat um Aufnahme als Arbeiter. Kurz darauf fiel dem betreffenden Aufseher ein Zeitungsblatt in die Hände mit dem Eingangs erwähnten Notiz. Er benachrichtigte natürlich sofort den Amtsvorsteher. Dieser begab sich mit dem Amtsdienere zur hiesigen Verpflegungsinstitution und erhielt dort zur Antwort, der Fetta sei allerdings hier in Verpflegung, habe sich aber gerade dem Leichenzuge des hinter Potsdam verunglückten und zur Beerdigung hierher übergeführten Schöffners L. von hier angegeschlossen. Fetta ging neben den Angehörigen, trug tiefe Trauer zur Schau, soll sogar am Grabe um den Verstorbenen wie um einen guten Freund geweint und fleißig beim Zerweifen des Grabes geholfen haben. All' dies Gebahren erregte ihn nicht vor dem drohenden Verhängnis. Er wurde gleich darauf im H. schen Hanthause hieselbst verhaftet. Bei der Untersuchung fand man nur 35 M. bei ihm vor. Auf S. fragen, wo er das andere Geld habe, gab er an, in Berlin beraubt zu sein. Es sei, als er die 5000 M. zum Wechsel trug, ein ihm der Person, aber nicht dem Namen nach bekannter Mann an ihn herangetreten und habe ihm nach kurzem Gespräch eine Brise angeboten, wodurch F. in Betäubung verfiel. Als er wieder zu sich selbst gekommen, habe er das Geld so gleich vermischt.“

Die erste Novität des Volkstheaters, Oskar Walthers Volksfreund, ist von der Jury mit geringen Aenderungen zur Aufführung genehmigt und geht am Donnerstag, den 4. d. M. in Szene; in demselben wird ein Theil des Lustspiel- und Posenpersonals in's Tassen geführt werden. — Die geistige Sonntag-Aufführung von Streifen fand wieder vor vollständig ausverkauftem Hause statt.

Bewegung der Bevölkerung der Stadt Berlin. In der Woche vom 9. bis 15. September d. J. fanden 199 Eheschließungen statt. Lebendgeboren wurden 848 Kinder, darunter 99 außerehelich, todtgeboren waren 39 mit 6 außerehelichen. Die Lebendgeborenen sind 30,6, die Todtgeborenen 4,4 pro Tausend der Bevölkerung, die außerehelich Geborenen sind bei den Lebendgeborenen 11,7, bei den Todtgeborenen 15,4 pSt. Die Zahl der gemeldeten Sterbefälle betrug 598, die sich auf die Wochentage wie folgt vertheilen: Sonntag 97, Montag 78, Dienstag 93, Mittwoch 83, Donnerstag 82, Freitag 75, Sonnabend 90. Von den Gestorbenen erlagen an Malaria 2, Scharlach 3, Rose 1, Diphtheritis 13, Bräune 3, Keuchhusten 6, Kindbettfieber 2, Typhus 3, Ruhr 1, Syphilis —, Altersschwäche 22, Gehirnschlag 12, Lungenerkrankung 37, Lungenschwindsucht 65, Diarrhöe 43, Brechdurchfall 112, Magenkatarrh 24. Eines gewaltigen Todes starben 12 Personen, und zwar durch Erhängen 2, Erschlagen 1, Ueberfahren 3, Sturz oder Schlag 6. Hierunter sind 3 Todesfälle durch Selbstmord bedingt. Dem Alter nach sind die Gestorbenen: unter 1 Jahr alt 318 (522 pSt. der Gesamtschickslichkeit), 1—5 Jahre 69, 5—15 Jahre 17, 15 bis 20 Jahre 3, 20—30 Jahre 18, 30—40 Jahre 48, 40 bis 60 Jahre 65, 60—80 Jahre 48, über 80 Jahre 12 Personen. In hiesigen Krankenhäusern starben 89, einschließlich 12 Auswärtige, welche zur Behandlung hierher gebracht waren. Auf die Standesämter vertheilen sich die Todesfälle folgendermaßen: Berlin-Röln-Dorotheenstadt (I) 20, Friedrichstadt (II) 10, Friedrich- und Schöneberger Vorstadt (II) 37, Friedrich- und Tempelhofer Vorstadt (IV) 48, Luisenstadt jenseits, westlich

(Va) 42, Luisenstadt jenseits, östlich (Vb) 39, Luisenstadt diesseits und Neu-Röln (VI) 33, Stralauer Viertel, westlich (VIIa) 35, Stralauer Viertel, östlich (VIIb) 46, Königstadt (VII) 38, Spanbauer Viertel (IX) 24, Rosenhaler Vorstadt, südlich (Xa) 45, Rosenhaler Vorstadt, nördlich (Xb) 33, Oranienburger Vorstadt (XI) 47, Friedrich-Wilhelmsstadt und Moabit (XII) 47, Wedding (XIII) 51. Die Sterbefälle sind 21,7 pro Tausend der fortgeschriebenen Bevölkerungszahl (1 442 780). — Die Sterblichkeitsziffer in folgenden Städten des Deutschen Reiches mit mehr als 100 000 Einwohnern betrug in Aachen 23,2, Altona 16,7, Barmen 17,5, Bremen 19,3, Breslau 26,2, Chemnitz 36,3, Danzig 31,3, Dresden 20,5, Düsseldorf 28,2, Eberfeld 18,8, Frankfurt a. M. 14,3, Hamburg mit Vororten 21,9, Hannover 24,5, Köln 26,3, Königsberg 33,2, Leipzig 17,8, Magdeburg 26,7, München 27,6, Nürnberg 23,3, Stettin 24,1, Straßburg i. E. 19,3, Stuttgart 14,1 pro Tausend. In anderen Großstädten Europas mit mehr als 300 000 Einwohnern betrug die Sterblichkeitsziffer in Amsterdam 19,6, Budapest (Borwoche) 29,4, Dublin 19,4, Liverpool 19,9, London 16,2, Paris 19,7, Petersburg (Borwoche) 23,5, Warschau (Borwoche) 35,1, Wien (Borwoche) 20,3 pro Tausend. — Es wurden 2996 Zugezogene, 1845 Weggezogene gemeldet, so daß sich die Bevölkerung mit Einrechnung der nachträglich gemeldeten Geborenen und des Zuzuges, der den Weggezogenen erfahrungsmäßig zugerechnet werden muß, um 1251 vermehrt hat; die Einwohnerzahl beträgt sonach am Schlusse der Berichtswache 1 444 031. — In der Woche vom 16. bis 22. September kamen zur Meldung Infektions-Erkrankungsfälle an Typhus 26, Masern 73, Scharlach 66, Diphtheritis 93, Kindbettfieber 1.

Polizeibericht. In der Nacht vom 28. zum 29. v. M. wurde ein Schlächtergelle einige Hundert Schritte vor der Halle des Potsdamer Bahnhofes mit abgefahrenen Armen auf dem Geleise liegend vorgefunden. Vermuthlich hat der Betrugliche, der noch lebte und nach dem Elisabeth-Krankenhaus gebracht wurde, auf den schon in der Fahrt befindlichen Jungbringen wollen, um als blinder Passagier mitzufahren, und ist von dem Zuge und von einer derselben unmittelbar folgenden Rangirmaschine überfahren worden. — Am 29. v. M. Vormittags wurde ein Mädchen auf dem Kreuzungspunkt der Ritter- und Alten-Jobststraße von einem Pferde, welches von der Reithahn nach dem Stall der Garde-Küsterlosene geführt wurde, gegen den Unterleib geschlagen und anscheinend innerlich schwer verletzt. Es fand in dem St. Hedwigs-Krankenhaus Aufnahme. — Nachmittags wurde der Ruffischer Baumer vor dem Grundstück Schöneberger Ufer 48 beim Anfahren von Kies, indem er vor seinem in der Fahrt befindlichen Wagen sprang und dabei fiel, überfahren und an beiden Füßen so verletzt, daß er nach der Charitee gebracht werden mußte. — Ferner wurde eine 80 Jahre alte Frau beim Ueberfahren des Fahrdammes vor dem Hause Straußbergerstraße 11 überfahren und erlitt eine Verrenkung des rechten Oberarms und einen Bruch des Ellenbogens. Sie wurde nach dem Krankenhaus in Friedrichshain gebracht. — Ferner wurde ein Schutzmänn in der Nauynstraße durch einen Kohlenwagen überfahren und an der Brust und den Beinen erheblich verletzt, als er den bestreifenden Ruffischer wegen einer Uebertretung sühnen wollte und da dieser, um zu entkommen, auf die Pferde einschlug, den Pferdchen in die Hufeel, von ihnen aber umgeriffen wurde. — Am 30. v. M. Vormittags wurde vor dem Grundstück Noybachers 3 die Leiche eines 12 Jahre alten Mädchens aus dem Landwehrkanal gezogen. — Um dieselbe Zeit wurde ein Kaufmann in seinem Laden in der Lönbebergerstraße erhängt aufgefunden. Die Leiche wurde nach dem Leichenschauhaus gebracht. — An demselben Tage Nachmittags wurde eine alte Frau beim Ueberfahren des Fahrdammes in der Neuen Promenade vor dem Stadtbahnhof Börse und ein Mädchen vor dem Hause Hadescher Markt 5 durch Droschken überfahren. Beide erlitten nicht unerhebliche Verletzungen und wurden nach dem St. Hedwigs-Krankenhaus gebracht.

Gerichts-Zeitung.

* Eine Amazonen-Landpartie mit Hindernissen. Es war eine recht nette Gesellschaft, welche sich am 5. Juni im Meyer'schen Lokale in Saatwinkel zusammengelassen hatte. Eine ganze Schaar jener holden Damen, die mit Vorliebe unter dem schützenden Duntel der Nacht ihre Promenaden in den Straßen Berlins zu machen pflegen, hatte sich zu einem Ausflug nach dem genannten Orte vereint, wo sie in Männerkleidung, bewaffnet mit Spiziersböden und Ronolle umherstrolchten. Als die Gesellschaft im besten Zuge war, wurde sie plötzlich von mehreren Personen, welche soeben in das Lokal gekommen waren, im Verborgenen gestört, und bevor sich die Teilnehmer recht darüber klar werden konnten, was eigentlich los war, lag eine der Amazonen, die unverrückbare Stendel, am Boden und auf ihr hockte ein anderes weibliches Wesen, welches sich das Vergnügen leistete, der Niedergelagerten die Zähne loszulassen. Dieser Liebeshändel folgte eine allgemeine Keilerei, bei welcher die Damen in Hofen den Kürzeren zogen. Gestern hatte sich die Schöffensabteilung des Landgerichts II mit dieser Affäre zu beschäftigen. Auf der Anklagebank mußten folgende drei Personen: der Steinträger Emanuel Schmidt, der Müller Gustav Pohl und Frau Marie Bär — der gemeinschaftlichen Körperverletzung beschuldigt — Platz nehmen. Die Angeklagten hatten an dem betragenen Tage ebenfalls eine Landpartie mit Damen nach Saatwinkel verabredet, wo dann die Frau Bär zwei alte Feindinnen, Frau Zwiebel und „Fräulein“ Stendel erblickte. Frau Bär ist nämlich vor kurzem mit 3 Wochen Gefängnis wegen Kuppel bestraft worden und sie glaubt diese Strafe meistentheils dem Beugnis der zuletzt genannten Vertreterinnen der Weiblichkeit zuschreiben zu müssen. Man kann sich daher ihren Horn denken, als sie hier, entfernt vom Gemüth des städtischen Betriebes ihre Gegnerinnen gewahrte. Es währte auch nicht lange, so war der Kampf zwischen den Damen der ersten und zweiten Partei entbrannt, den die letztere am erfolgreichsten führen konnte, weil sie dabei von den beiden Männern unterstützt wurde. Die Bär wartete, bis die Stendel am Boden lag, um derselben eine erheblichere Lektion erteilen zu können, was sie dann auch recht gründlich ausführte. „Das ist für die drei Wochen!“ rief sie der Geprügelten zu und triumphirend verließ sie den Schauplatz ihrer Thätigkeit. Gestern wendete sich das Mithen; denn der Gerichtshof fand die Angeklagten aus Grund der Beweisaufnahme in gleichem Maße der gemeinschaftlichen Körperverletzung schuldig und billigte denselben je 2 Monate Gefängnis zu. Sichtlich befriedigt durch diese Sentenz verließen die zahlreich anwesenden Freundinnen der Beugnis Stendel geräuschvoll den Zuschauerraum, während Frau Bär erklärte, gegen das Urtheil Berufung einlegen zu wollen.

Wieder ein „Brohm-Projekt“. Die bekannte Privatklage des Redakteurs Oskar Krohm gegen den Redakteur der „Volks-Tribüne“ Max Schippel gelangte am Sonnabend wiederum vor der 100. Abtheilung des Berliner Schöffengerichts zur Verhandlung. Im vorigen Termin war beschlossen worden, den Polizeidirektor Krüger, den Kriminalkommissar Grafen Stillfried und den Kriminalwachmeister Sommer zum Beweise der in dem inkriminirten Artikel aufgestellten Behauptung, daß der Privatkläger direkt oder indirekt mit der politischen Abtheilung des Berliner Polizeipräsidiums in Verbindung stehe, zu dem neuen Termin als Zeugen zu laden. Der Polizeipräsident hat aber nochmals den ihm untergebenen Beamten die Genehmigung versagt, sich als Beugen vornehmen zu lassen, da deren Aussagen dem Reiche Nachtheil zu bereiten geeignet sind. Die geladenen Zeugen waren daher zum Termine auch nicht erschienen, was der Vertreter des Beklagten, Herr Rechtsanwalt Dr. Reich, rügte. Derselbe hob hervor, daß der Herr Polizei-

präsident gar nicht wissen könne, welche Fragen den Beugen vorgelegt werden. Die Entscheidung, ob durch deren Vernehmung eine Gefahr für die Reichsinteressen entstehen könne, gebühre dem Gericht, und die Beamten seien von ihrem Vorgesetzten lediglich zu instruiren. Uebrigens soll Sommer auch beklunden, daß er außerordentlich mit dem Kläger einen freundschaftlichen Verkehr unterhalten habe. Der Verteidiger beantragte deshalb Verlegung der Sache, gegen welche Krohm protestirte. Der Gerichtshof beschloß, unter Uebersendung der Akten an den Polizeipräsidenten diesen um die Genehmigung der Zeugenaussage der drei Beamten anzugehen.

Eine trotz ihrer Jugend höchst gemeingefährliche Diebin stand gestern in der Person der 18jährigen unerehelichen Marie Johanne Böttcher vor der 87. Abtheilung des Schöffengerichts. Die Angeklagte erlitt im vorigen Jahre eine empfindliche Gefängnisstrafe, weil sie die Vorräume der Schulzimmer in den Gemeindefchulen unverschämlich gemacht hatte. Sie hatte in vielen Fällen Mäntel und andere Kleidungsstücke der Schülerinnen gestohlen. Jetzt hatte sie sich ein anderes ganz eigenartiges Feld für ihre verbrecherische Thätigkeit gesucht, sie suchte in den Hausfluren und auf den Treppen innerhalb der Häuser nach unbesichtigten spielenden kleinen Kindern, zog ihnen die Schuhe aus und entfernte sich mit dieser Beute. Innerhalb weniger Tage liefen fünf Anzeigen solcher Diebstähle bei der Polizei ein. Die Angeklagte wollte nur den letzten Fall, bei dem sie ergriffen wurde, zugeben, der Gerichtshof schrieb ihr aber in allen zur Kenntniß gelangten Fällen die Thäterschaft zu. Der Staatsanwalt stellte der Angeklagten das Zuchthaus in Aussicht und beantragte wegen der an Raub grenzenden Diebstähle ein Jahr Gefängnis. Der Gerichtshof erkannte mit Rücksicht auf die Jugend der Angeklagten auf eine Gefängnisstrafe von sechs Monaten.

Wenn man einen Kausch hat, pastiren einem mitunter recht unangenehme Dinge. Auch der Bäckergehilfe Kühne hat bei einer Bierreise, welche er am 26. August unternahm, ein unbrägliches Abenteuer gehabt. Der junge Mann war gegen Abend in eine Restauration in der Auguststraße gerathen, hatte dort die Bekanntschaft eines fremden Mannes gemacht, welcher sich außerordentlich liebenswürdig erwies und mit ihm und den Kellnerinnen noch mehrere Gläser Bier verzehrte. Das allzu reichliche Opfer, welches er dem Gotte Gambinus dargebracht hatte übte aber schließliche seine Wirkung; er legte sich auf das Sopha und schlief ein. Sein neuer Freund schien außerordentlich um sein Wohl besorgt, denn er legte sich recht dicht an seine Seite und schien ängstlich darüber zu wachen, daß die Ruhe des Schlafers nicht gestört würde. Den Kellnerinnen fiel es schließlich auf, daß der Fremde fortgesetzt so nahe an den Eingeschlummerten herantrat, daß sie argwöhnten, daß derselbe nichts Gutes im Schilde führe. So war es auch in der That: Kühne hatte durch Einmischung eines größeren Geldsummes verrathen, daß er ziemlich viel Geld bei sich hatte, und sein neuer Freund hielt das Stadium der Veranschaulichung offenbar für außerordentlich geeignet, um seine eigenen Pläne zu verbessern. Als er plötzlich Hut und Stock ergriff, um sich zu entfernen, weckte man den Schlafers und dieser stellte sofort fest, daß ihm von der Geldsumme, die er mit sich führte, ein Betrag von 40 M. fehlte. Man war ohne weiteres einig, daß diese Summe nur von dem verdächtigen Fremden eslamotirt sein konnte, setzte denselben nach und es gelang auch, denselben festzunehmen — freilich war von dem fehlenden Gelde nicht die Spur zu entdecken. Da der Greifene sich als ein schon 5 Mal vorbestrafter Agent Paul Schramm entpuppte, so wurde der Verdacht fast zur Gewißheit. Auch die III. Strafkammer, vor welcher sich Schramm gestern wegen Diebstahls zu verantworten hatte, war der Ueberzeugung, daß niemand anders als der Angeklagte der Dieb gewesen, und mit Rücksicht auf den großen Vertrauensbruch und die Gefährlichkeit solcher Verleumdungen in Bierhäusern verurtheilte er den Angeklagten zu 1 Jahr 6 Monaten Zuchthaus, 2 Jahren Ehrverlust und Stellung unter Polizeiaufsicht.

„Det wäre ja 'ne ganz nele Gückerei, wenn id als 'ne alleinstehende Wittwe, die ihre drei hungrigen Kinder mit ihrer Hände Arbeit im sauren Schweiß ernähren muß, wenn id nich mal das Recht haben sollte, in anständiger Weise um die paar Groschen Lohn zu mahnen,“ meinte die Wittwe B., eine große Person, die sich wegen Hausfriedensbruchs, Mißhandlung und wegen Bedrohung auf der Anklagebank befand. — Vors.: Ja, wenn Sie anständig geblieben wären, dann wären Sie nicht hier. Die Verlegte, die Schauspielerin Frau S., giebt aber eine ganz gefährliche Darstellung von der Sache. — Anzell.: Det floode id, det woid sie woll verstehen, det jehört ja mit zu ihr Beschäft, wenn die anfängt, da bleibt natürlich keen Doge droden. Aber sie sollte man so zwölf schlafene Stunden vor die Baße stehen un in Seeke un Soda un sonst noch allerlei rumlaufen un denn hinterder leen Feld kriegen, wenn man drei hungrige Kinder hat un denn den jaanen Nachmittag bei 'ne barsfüchtige Schmalzstulle un nich mal det Abends en Glas Bier, wo sie eenen det Mittags schon mit Kobrüben un Kartoffeln abjuttert haben, indem sie bei 'ne Waschfrau det Fiesch merkstendeels als Kompot ansehen, wat sie nich braucht un denn — ja, wat id sagen wollte — wo war id denn jehel det, id bin von abelkommen. — Vors.: Ja, Sie sprechen zu viel un so schnell, es ist besser, wenn Sie einfach meine Fragen beantworten. Sie hatten bei der Frau S. gewaschen und wie lange? — Anzell.: Eenen Dag, von früh um sechs bis Abends um sieben. — Vors.: Weshalb geriethen Sie denn mit ihr in Streit? — Anzell.: Wejen 'n Bulle Bier, die id nich kriegte. Jloben Sie man, Herr Gerichtshof, 'ne Waschfrau mit drei hungrige Kinder dantz nich uff Rosen un man muß sich für die eene Mark fuszja ehlich quälen. Id hatte mir schon den jaanen Dag über die elendige Kost jearjert, zum Frühstüch 'ne Schmalzstulle un kalten Kaffeejessalat, wo sie eenen denn eenen Kaffee zu vorsehen, den die Herrschaft schon det Moriens abiebrüht hat, det Mittags een Teller Invalidendrühe. — Vors.: Verschonen Sie uns mit dem ganzen Speisefestel. Sie baten sich also Abends eine Flasche Bier aus, ein ganz gerechtfertigtes Verlangen, was geschah denn nun? — Anzell.: Nu, sie zog die Nase so lang wie 'ne Krästin un sagte keenen Ton nich un jing raus. Sie hat mir denn ooch 'ne Flasche runterjessicht, aber wie id sie uffmachte, id et jehöhnliche Braundier. Id ärjerte mir mächtig un den anderen Dag bestanne id mir det esri ordentlich un denke so bei mir: Ach wat, Du jehst ja nich wieder hin, for die mag waschen, wer will. Id schide denn mein kleenet Mädchen so in die jehute Stunde hin un lasse mir den Lohn für'n vorjanten Dag ausbitten. Aber sie läßt mir sagen, id sollte ihr erst die Wäsche fertig machen, dann wollte sie bezahlen. Id denn nu 'ne reene Schürze vorjebunden un selber hin bei ihr. — Vors.: Sie sollen da so stark die Klingel gezogen haben, daß es im ganzen Hause zu hören war. — Anzell.: Det sagt sie, aber da werden Sie wohl nich velle uff jeben. Die id det Klingeln un Bimmeln bei'n Theater doch jehew jehöhnt. Also sie macht uff. Id sage, wollen Sie mal so freundlich sind un mir hier uf die Stelle mein Feld verabjoffen? Sonst werde id Ihnen mal Morjten lernen; jloben Sie velleicht, det meine Kinder keenen Appetit haben, wenn sie hungrig sind? — Vors.: Und das nennen Sie anständig mahnen? Weiter. — Anzell.: Sie sagte, id sollte ihr erst die Wäsche fertig machen, dann würde sie hinterher bezahlen. Id sagte aber: nich in sämtliche Hände; bei so'n Traktament wasche id Ihnen nich mehr, da lebt en Soldat ja wie'n Krükl jehen! Un denn, sage id weiter, jeben Sie mich mal vor allen Dingen meinen Kessel raus, den id Ihnen jestern jellehen habe! So 'ne Sorte hält mehr uff Nippflachen, als uf 'n ehlichen kuppernen Waschfessel. Herr Gerichtshof! Hier in der Ecke steht er, meent sie, den Kessel können Sie mitnehmen, oder Geld

lebt et nich." Nattersch kann mir sowat nich schenke sind, wir jetzhen in een Wortemenge, wobei sie mir natierlich leber is un id steh so, in der einen Hand den Kessel und in der andern die Thürlinse un warde die se fertig is; det id denn anderschen kann. — Borf.: Ach denke, Frau S. hat sie verschiedentlich aufgefodert, ihre Wohnung zu verlassen, warum gingen Sie denn nicht? — Angell.: Sie lieg mir ja nich zu Worte kommen, det id ihr sagen konnte, wie id sowat finde. Id mußte ihr doch sazen, det id ihr verlassen wollte. — Borf.: Sie sollen arge Schimpfwoorte gebrauch haben. Wie war es denn nun mit dem Kessel, Sie sollen ihr das schwere Ding ja gegen die Füße geworfen haben. — Angell.: Det is nur die reene Verstellung, aber so eine nimmt immer gleich den Mund un beide Baden voll; wenn sie den Kessel uf die Füße setzegt hätte, denn hätte sie denselbichen Abend jewohl nich "utreten" können un det hat sie jedden, indem id selber in't Theater jehnen bin. Warum soll unser erner nich ooch mal in't Theater jehn? Die spielt insoweit ja ooch nich unübel, aber for ihr wachen? Ne wieder!

Durch die Beweisaufnahme wurden nur der Hausfriedensbruch und die Beleidigung erwiesen, wofür der Staatsanwalt eine Woche Gefängnis beantragt. Der Gerichtshof trägt aber der gereizten Stimmung der Angeklagten Rechnung und erkennt nur auf 15 Mark ev. 3 Tage Gefängnis.

Verneue und Versammlungen.

Mit polizeilicher Auflösung endete die Versammlung des Unterstützungsvorsteins der Maurer Berlins, welche am Dienstag, den 25. September, in Schiller's Lokal, Inselstr. 10, tagte. Der Verein referierte über das Thema: „Sind die Bestrebungen der Arbeiter in ihren Zielen gerecht und durchführbar durch Vereinigung?“ Redner führte etwa folgendes aus: Die Frage, ob die Bestrebungen der Arbeiter gerecht wären, müßte eben von jedem Menschen vorurtheilsfrei geprüft werden, denn Niemand sollte sich Bestrebungen anschließen, welche auf Sonderinteressen ihren Ausgang fänden, und doch lehre uns die Geschichte, daß der Kampf ums Dasein lediglich den Sonderinteressen zuzuschreiben sei, denn schon seit den kleinften Anfängen der Kultur wird derselbe zwischen Besitzenden und Besitzlosen geführt. Lediglich waren es die besitzenden Klassen, welche sich die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen zum Ziele gesteckt hatten. Wohl ringe und kämpfe die arbeitende Klasse schon Jahrhunderte lang um eine bessere Gestaltung ihrer traurigen Lage, doch suchte man dieselbe immer wieder durch Gesetze und andere Maßregelungen zu entkräften. Wenn einer der größten Arbeiteragitatoren sich sagen konnte, mit der ganzen Wissenschaft des neunzehnten Jahrhunderts ausgerüstet zu sein und man dessen Lehre und Ziele den jetzigen Reformwerken der besitzenden Klassen gegenüber stellt, so hätte der Arbeiter allen Grund, derartigen Fiktionem jetzt zurückzuweisen. Redner behauptete, daß nur so wenige Arbeiter zu der Erkenntnis kämen, daß auch sie einen Antheil, sogar einen großen Antheil daran haben, von den Schönen, die sie durch ihrer Hände Arbeit auf den Weltmarkt bringen, auch für sich Genuß zu verschaffen, denn überall, wo irgend Staatsinteressen in Gefahr sind, sucht man den Arbeiter auf, um vereint die Gefahr zu beseitigen. Staatsinteressen sind aber auch da in Gefahr, wo der Arbeiter bei seiner Arbeit hintergangen wird, wo er um seinen Antheil betrogen wird, denn jeder suchte aus den Arbeitern Kapitalien herauszuschlagen, und dieses System nannte Redner ein verkauftes. Hierauf erhob sich der überwachende Polizeibeamte und erklärte die Versammlung auf Grund des § 9 des Sozialistengesetzes für aufgelöst; er forderte die Anwesenden auf, sofort den Saal zu verlassen, was auch ruhig vor sich ging. Die nächste Versammlung soll am Dienstag, den 9. Oktober, in demselben Lokal stattfinden.

Central-Franken- und Sterbekasse des Deutschen Genesfelder-Bundes (G. S.) Verwaltungsstelle Berlin. Heute Abend 8 Uhr im Restaurant Reich, Alexanderstr. 31, Mitglieder- und Verwaltungs-Versammlung.

Gauverein Berliner Bildhauer, Annenstraße 16. Heute, Dienstag, Versammlung. Tagesordnung: 1. Geschäftliches. 2. Vortrag des Herrn Dr. Bernstein über: „Die erste Hilfe bei Unfällen“. 3. Verschiedenes.

Verband deutscher Zimmerleute, Lokalverband Berlin Zentrum. Versammlung am Dienstag, den 2. Oktober, Abends 8½ Uhr, im Neuen Klubhaus, Kommandantenstraße 72. Tagesordnung: 1. Vortrag über: Produktionslehre und ihre Anwendung in der Praxis. 2. Wahl eines Vergütungskomiteemitgliedes. 3. Verschiedenes und Freigelesen. Neue Mitglieder werden aufgenommen. Um zahlreiches Erscheinen wird ersucht.

Versammlung der Maler und verwandten Berufsgenossen der Filiale III (Df) am Dienstag, den 2. Oktober, Abends 8½ Uhr, Vichtenbergerstr. 21, bei Heise. Tagesordnung: 1. Grenzregelung. 2. Vortrag. 3. Ergänzungswahl und Verschiedenes. Gäste haben Zutritt.

Kleine Mittheilungen.

Paris, 27. September. Ein junger Advoalat, Dr. Robin, der zwar keine Praxis, dafür aber Schulden hatte, bewarb sich vor kurzem um die Tochter eines enorm reichen Getreidelieferanten. Als besten Rückhalt gab der junge Advoalat einen gleichfalls sehr reichen, in Ville wohnenden Onkel an, als dessen Erbe er sich gerichte. Der Schwiegervater in spe zog über das Vermögen des Onkels Erkundigungen ein, und diese fielen zur vollsten Befriedigung aus, das aber genügte ihm nicht und er verlangte, der Onkel solle selbst nach Paris kommen und ihm versichern, daß er das Vermögen seinem Neffen hinterlassen werde. Wenige Tage später erschien ein ältlicher Herr in seinem Bureau, er stellte sich als Robins Onkel vor, sprach in den begeltesten Worten von dem jungen Neffen und sagte, daß er recht spare, um dem lieben Jungen nur viel Geld hinterlassen zu können. Solche Liebe bewang auch den Getreidelieferanten; vor einigen Tagen fand die Hochzeit statt, bei welcher der Onkel aus Ville den Ehrenplatz einnahm. Doch als die Beerdigung vorüber war und der Schwiegervater das Geld in Empfang genommen hatte, verschwand der Onkel plötzlich und der junge Mann sagte heiter dem Schwiegervater, er möge entschuldigen, daß er ihn getäuscht habe, der Onkel sei seit Jahren verheiratet mit seiner Familie, er habe sein ganzes Vermögen den Wohlthätigkeitsvereinen verschrieben, und der alte Mann, der so liebenswürdig gewesen, den guten Onkel zu spielen, wäre ein alter Bedienter, dem er dafür eine Kleinigkeit gezahlt.

London, 27. September. Nunmehr ist auch die von dem Leichenbeschauer für Südost-Middlesex geführte Untersuchung über die mit der Ermordung der Annie Chapman am 8. September verknüpften Umstände zum Abschluß gebracht worden. Einige Bemerkungen in der Ansprache des Leichenbeschauers an die Jury werfen ein ganz neues und eigenthümliches Licht auf das mögliche Motiv der sensationellen und grauenvollen Mordthat, sowie über die Persönlichkeit des Mörders. Der Leichenbeschauer hob hervor, daß zwei Dinge vermist werden, nämlich die an sich wertvollen Fingerringe der Ermordeten und ein gewisses Organ ihres Körpers. Dann fuhr er fort: „Der Körper ist nicht sezirt worden, allein die Verletzungen wurden von jemand verübt, der beträchtliche anatomische Geschicklichkeit und Kenntnisse besaß. Das Organ wurde von jemandem entwendet, welcher wußte, wo es zu finden ist, auf welche Schwierigkeiten er zu stoßen haben würde und wie er sein Messer gebrauchen müsse, um das Organ herauszuschneiden, ohne es zu verletzen. Keine ungeschickte Person konnte gewußt haben, wo das Organ zu finden sei oder es erkannt haben als, es gefunden worden. Ein bloßer Metzger hätte z. B. die Operation nicht ausgeführt haben können. Es muß jemand ge-

wesen sein, der im Obduktionsfaak bekannt ist. Die Folgerung, daß der Wunsch vorhanden war, das vermisste Unterleibsorgan zu besitzen, scheint überwältigend zu sein. Wenn der Zweck Raub war, hätten die Verletzungen der Eingeweide keinen Sinn, denn der Tod war vorher durch den Blutverlust am Halse eingetreten. Ob der Mörder, wie verschiedentlich angenommen worden, ein Irrenstiller war, muß dahingestellt bleiben, allein es ist klar, daß es einen Raub für das vermisste Organ giebt. Wenige Stunden nach der Veröffentlichung des ärztlichen Gutachtens über den Mord benachrichtigte mich der Unterleib des Pathologischen Museums, daß ihn vor einigen Monaten ein Amerikaner erkaufte hätte, ihm eine Anzahl von Exemplaren des Organs, welches in dem Körper der ermordeten Frau fehlt, zu verschaffen. Er erklärte sich bereit, 20 Pfd. Sterling für jedes Exemplar zu zahlen. Obwohl ihm gesagt wurde, daß die Erfüllung seines Gesuches unmöglich sei, bestand er doch darauf. Er wollte sie nicht in Spiritus, sondern in Glycerin präservirt haben, um sie in schlappem Zustand zu lassen und er wollte sie direkt nach Amerika senden. Es ist bekannt, daß er dieses Gesuch bei einem ähnlichen Institut wiederholte. Ist es nun nicht möglich, daß die Kenntniß von diesem Verlangen irgend ein verworfenes Geschöpf bezogen haben mag, sich in den Besitz eines Exemplars zu setzen? Unsere Kriminalannalen beweisen, daß jedes Verbrechen möglich ist.“ Schließlich betonte der Leichenbeschauer Mr. Forster, daß das Motiv des Mörders klar zu Tage liege. Seine anatomischen Kenntnisse stellten ihn über die Kategorie der gewöhnlichen Verbrecher, denn diese Kenntnisse könnten nur erlangt werden durch Betheiligung an Obduktionen.

Nach einem Telegramm des „N. W. Ztbl.“ ist der Mörder der Annie Chapman endlich entdeckt und festgenommen; er heißt John Friggard; er hat den Mord an der Chapman auch schon gestanden. Ob er auch der Thäter der anderen Morde in Whitechapel ist, wird wohl bald klar werden.

London, 1. Oktober. An zwei von einander entlegenen Punkten des Londoner Ostendes wurden in der Nacht vom Sonnabend zum Sonntag abermals zwei Frauen in gräßlicher Weise ermordet, allem Anscheine nach von derselben Person, welche die früheren Morde in diesem Stadttheile verübt hat. Die eine Leiche war furchtbar verstümmelt. Die Opfer sind wieder Frauen schlechten Rufes. Von dem Thäter fehlt jede Spur. In Whitechapel herrscht hochgradige Aufregung. Die Polizei ist völlig ratlos.

London, 26. September. Die Behörden des Britischen Museums und die Kuratoren des South-Kensington-Museums sind in einer peinlichen Verlegenheit. Vor einiger Zeit erwarben sie eine Marmorbüste des Kaisers Hadrian, ein treffliches Beispiel antiker Kunst und daher entsprechend theuer. Die Behörden waren über ihre Akquisition sehr stolz und luden einen wohlbelannten Diplomaten ein, um dieselbe zu besichtigen. Dieser Herr, ein Grieche, erkannte die Büste sofort als eine, welche er unter den werthvollsten Kunstschätzen des Königl. Museums in Athen gesehen hatte, und setzte sich mit seiner Regierung in Verbindung. Es wurde sofort eine Untersuchung angestellt, mit dem erlöschlichen Ergebnis, daß nicht nur diese Hadrians-Büste aus dem Museum in Athen verschwunden war, sondern auch andere Kunstschätze fehlten, und daß hochstehende Personen in der griechischen Hauptstadt in die Diebstähle impliziert sind, welche seit geraumer Zeit mit der größten Kühnheit und systematisch betrieben worden sind.

Newyork, 15. September. Der „N. Y. Ztbl.“ wird geschrieben: Die moderne Damenwelt von Philadelphia, jener frommen Stadt der Quäker und der brüderlichen Liebe, trägt ein großes Zeichen an der Stirne, welches sich: Noli me tangere (Rührt mich nicht an!) liest. Dieselben klugen und ehrbaren Schulsteherrinnen, welche es vor einigen Monaten durchsetzten, daß die zwangsweise Impfung nicht an den Armen, sondern an den Oberstufen ihrer hübschen Böglinge vorgenommen wurde, um die Entstellung der runden Arme durch jene nachbleibenden Narben zu verhüten — dieselben Damen haben — eigenthümlich genug — nun eine Eingabe an die Eisenbahnverwaltungen von Philadelphia gemacht, welche als das höchste weiblicher Unnahbarkeit angesehen werden muß. Zunächst beklagen sich die Damen darüber, daß die Eisenbahnkondukteure der internen Züge die Gewohnheit hätten, die Ladypassagiere mit liebenswürdigen Blicken zu bombardiren oder ihnen höfliche Redensarten zu sagen; manche hätten es sich auch erlaubt, die Hände der Damen, denen sie beim Einsteigen und Aussteigen behilflich gewesen seien, leise zu drücken. Ein geheimes Komitee dieser Damen habe alle Strecken befahren und die Herren Kondukteure auf die Probe gestellt, und zwar durch ein wenig leichtfertiges Benehmen (also das reine Provokationsspiel!). Dessen Resultat stets die Annäherung der Beamten gewesen sei. Im Interesse ihrer Böglinge verlangen die Damen nun die Abschaffung der hübschen Kondukteure und Ansetzung älterer Leute an ihrer Statt, oder aber ein strenges Reglement, daß kein Beamter eine Lady anfehen, ansprechen oder antühren dürfe, das letztere selbst mit ihrem Willen nicht. Dem letzteren Punkte haben die Eisenbahnverwaltungen denn auch Beachtung geschenkt und den Beamten es wirklich bei Strafe sofortiger Entlassung zum Verbot gemacht, irgend eine Dame, ob alt oder jung, schön oder häßlich, zu berühren oder beim Verlassen und Betreten des Zuges hilfeleihe Hand zu leisten. Die Damenwelt Philadelphia wird sich also jeder männlichen Höflichkeitsbezeugung für die Zukunft entschlagen müssen — denn: „Du hast ja selbst gewollt, Du zarte Blume!“ Man munkelt aber schon von Gegenpetitionen seitens der fashionablen „Jungfrauen-Kaugummi-Klubs“, des weiblichen „Bicycle-Klubs“ und anderer weniger frommen Vertreterinnen des „Ewig-Weiblichen“ von Philadelphia.

Vermischtes.

Von einem Ohello auf dem Dorfe wissen russische Blätter zu erzählen: In der Nähe des Dorfes Usunowo, befindet sich im Kreise Nubim, an dem Hüchsen Scharna, auf der Felsföh'schen Besitzung eine Mühle, welche ein junger Bauer Namens Astasew in Pacht hat. Kürzlich war eines Abends ein junges hübsches Mädchen dort zu Gast und im Laufe der Unterhaltung waren sie von der Nacht überrascht worden. Astasew sah mit dem Mädchen zum Fenster; plötzlich wurde von außen das Fenster zertrümmert und durch die Öffnung wurde ebenso schnell ein langer, zugespitzter Pfahl sichtbar, der mit aller Macht dem Mäuler in den Rücken gestochen wurde. Astasew raffte alle Kraft zusammen und eilte, mit einem Bell bewaffnet, hinaus auf die Suche nach dem menschenlichen Gegner, den er unweit der Mühle am Flusse antraf und sofort mit mehreren Beilhieben empfing. Jener umfaßte aber den Mäuler trotz der erboltenen schweren Wunden, es entspann sich ein kurzes Ringen und beide Rivalen stürzten von dem steilen Ufer ins Röhchen. Das oben erwähnte Mädchen war inzwischen zum Gutsbesitzer Hrischow gelaufen und hatte von dem Vorfall Mittheilung gemacht; Hrischow suchte mit mehreren mit Patronen versehenen Arbeitern die Gegend ab und bald fand man die Gesuchten, die fest umschlungen. Beide im Wasser ertrunken waren. Der Gegner Astasew's erwies sich als der Bauer Fedotom, ein früherer Liebhaber des jungen Mädchens, welchem er, von Eifersucht geplagt, unternimmt zur Mühle gefolgt war.

Ein neuer Bräun. Von einem Siege des Gerechtigkeitsgefühls über die Vaterliche erzählt der „Swiet“ folgende interessante Geschichte: Am 14. v. Mts. ermordete in Petersburg ein Bäderbedienter im Alter von 16 Jahren, um seinen Herrn gehörig bestehlen zu können, eine alte Frau, welche die Wirthschaft seines Herrn versah und zur Zeit sich ganz allein im Hause befand. Da aber die Kraft des Vürschen nicht ausreichte, Risten und Spinde zu erbrechen, begnügte er sich, eine silberne Uhr wegzunehmen, die auf einem Tische gelegen hatte.

Um jeder Verdächtigung aus dem Wege zu gehen, benachrichtigte er selbst die Polizei, daß im Hause seines Herrn ein Mord ausgeführt worden sei, worauf Polizeisten und Gendarmen an den Thortort eilten, das Vorgefallene protokollierten und sich alsdann auf die Suche begaben, den Mörder ausfindig zu machen. Niemandem jedoch fiel es ein, in dem 16-jährigen, schwächlichen Knaben, dessen Antlitz die größte Ruhe zur Schau trug, den Mörder zu vermuthen. In der Nacht zum 5. d. M. wurde der Knabe wie gewöhnlich von seinem Vater geweckt, damit er sich pünktlich zu seinem Lehrherrn in die Bäckerei begeben sollte. Wie erschrocken aber der Vater, als der Knabe plötzlich wie wahnsinnig aus dem Bette sprang, auf die Straße rannte und in ängstliches, lächliches Jammen ausbrach. Mit größter Mühe gelang es dem Vater, den Knaben zurück in die Wohnung zu bringen und ihn zu beruhigen; er wußte aber auch, ihm zu entlocken, was sein Gemüth bedrückte; schluchzend und händeringend gestand der Knabe seine gräßliche That. Ein Tränenstrom ergoß sich aus den Augen des Vaters, als er das fürchterliche Geständniß seines Kindes vernahm. Im Hause herrschte eine Todtenstille, niemand regte sich, alles lag noch in tiefem Schlafe, starr standen Vater und Sohn einen Augenblick einander gegenüber, dann faßte der sichtlich mit sich selbst kämpfende Vater seinen ungerathenen Sohn an der Hand und überlieferte ihn der Polizei.

Sprechsaal.

Die Redaktion stellt die Benutzung des Sprechsaals, soweit Raum dafür abzugeben ist, dem Publikum zur Verfügung von Angelegenheiten allgemeinen Interesses zur Verfügung; sie verwehrt sich aber gleichzeitig dagegen, mit dem Inhalt desselben identifiert zu werden.

Bezugnehmend auf den Artikel „Ueber Mangel an ärztlicher Hilfe“ in der Nummer 230 Ihres werthgeschätzten Blattes, erlaube ich mir nachstehende Zeilen zu gefälliger Beachtung einzusenden. Ich übergebe die angeführten meist bekannten Punkte, über die in Krankheit helfende Rathgeber, in sofern es deren Existenz und Lebensfrage betrifft, und möchte im Wesentlichen nur auf den Punkt hinweisen, wo es heißt: Leider trägt bei dem öfters thatsächlichen Mangel an genügender ärztlicher Hilfe der Umstand auch die Schuld, daß die Armuth in der breiten Volkschicht so groß ist, daß vielfach ärztliche Hilfe wegen Geldnoth nicht beschafft werden kann. Die ärztlichen Gebühren sind zwar so gering geworden, daß man sie sich nicht geringer denken kann; dennoch sind sehr viele Menschen, die um ihr tägliches Brot kämpfen, nicht im Stande, die außerordentlichen Kosten einer Krankheitszeit, für die sich der Mensch der arbeitenden Klasse nicht eingerichtet hat, zu tragen. Sie müssen sich und die Ihrigen oft aus Mangel an ordentlicher ärztlicher Hilfe, da sie solche nicht bezahlen können, zu Grunde gehen lassen. Krankenlaffen können der Noth nicht steuern. Wie alles Gute im menschlichen Leben nie bestimmen ist, so würde, wenn (wie im obigen Artikel weiter steht) vom Staat dahin gewirkt wird, daß der größte Theil der Arztlosen in Form von Gehalt gezahlt wird, der Arbeiter auch das Vertrauen zu diesen verlieren und wohl gar für ein Blendwerk halten. Es besteht nun, wie es wohl einem Theile der Leser des „Berliner Volksblatt“ bekannt ist, in Berlin ein Verein, der seinen Mitgliedsbeitr. freien Arzt und wundärztliche Hilfe gegen einen monatlichen Beitrag von 25 Pf. für Mann und Frau, für Kinder pro Kopf 10 Pf. gewährt, und zwar auf 28 hintereinander folgende Wochen. Dieser Verein, welcher von Arbeitern gegründet ist, nennt sich Sanitätsverein für Arbeiter beiderlei Geschlechts und ist als freie eingetragene Hilfskasse Nr. 85 eingetragen, hat in allen Bezirken seine Aerate sowie Vertrauensmänner, wels. erstere nach eigener Wahl konsultirt werden können, während letztere Ausnahmen und Beiträge täglich entgegennehmen. Ich glaube nun: Wir Arbeiter Berlins, die wir zum großen Theil Mitglieder freier eingetragener Hilfskassen sind, und die vor 4 Jahren mehrere Nächte zusammen beraten haben, wie ein obiger Uebelstand zu lindern ist, glauben uns einen Schritt näher gerückt zu haben, indem wir obigen Sanitätsverein ins Leben riefen, um uns in vorkommenden Krankheitsfällen vor einer hohen Doktorrechnung, eventuell vor der Behandlung des Armenarztes zu schützen. Und glaube ich deshalb, daß es jetzt wiederum an der Zeit ist, die noch dem Sanitätsverein fernstehenden Berliner Arbeitsgenossen zu ermahnen und aufzurütteln, daß sie zu uns kommen. Ja alle Mann für Mann sollen sie kommen und uns helfen, den Sanitätsverein groß und stark zu machen, welcher bereits als Baum starke Wurzeln gefaßt und manche Noth in Krankheitsfällen gelindert hat. Wenn auch der monatliche Beitrag ein etwas höher scheint, so kann doch die Gesamtheit der Berliner Arbeitschaft es bald dahin bringen, daß diese Beiträge, wie beispielsweise in Hamburg, München, Halberstadt, die Hälfte reduziert werden können. Deshalb rufen wir noch einmal: Arbeiter Berlins! Kommt und sammelt Euch in dem Sanitätsverein Berlins!

Aufnahmen findet statt bei nachfolgenden Herren: Gleichzeitig mache ich den verehrten Vorständen der freien eingetragenen Hilfskassen, sowie gewerkschaftlichen und Fachvereinen bekannt, daß Vorträge über obigen Verein, dessen Zweck und Ziele von nachstehenden Herrn Vorstandsmitgliedern des Sanitätsvereins unentgeltlich gehalten werden:

Paul Hundt, Adalbertstr. 4, 4 Tr.
Karl May, Naunynstr. 44, 1 Tr.
Gustav Koopmann, Döllnerstr. 69, 2 Tr.
Julius Dietrich, Fürstendammstr. 10, 3 Tr.
Doch müssen dieselben rechtzeitig davon in Kenntniß gesetzt werden.

Mit kollegialischem Gruß
Gustav Koopmann, Döllnerstr. 69, 2 Tr.

Literarisches.

Von der „Neuen Zeit“, Stuttgart, Verlag von J. H. W. Dietz, ist soeben das 8. Heft des 6. Jahrgangs erschienen. **Abhandlungen:** Kleine Beiträge zur Geschichte der ursprünglichen Akkumulation des Kapitals in Deutschland. Von B. Kampffmeyer. (Schluß). — Aus Briefen an Johann Philipp Becker. I. Von Reinhold Kuegg. — Die Kapitalisierung von Kunst und Wissenschaft. — Moderne Kriechtechnik. Von Bernhard Berbst. — Notizen: Die Dampfessel und Dampfmaschinen in Preußen. — Die Ernährung im Säuglingsalter. — Elektrische Kraftübertragung. — Wäbliche Verbrecher. — Die Arbeitslosigkeit in Massachusetts. — Ein neuer Konkurrent für den europäischen Weizenbau. — Aussterben der Büffel in Nordamerika. — Die Ameisen als Schädler der Pflanzen.

Telegraphische Depeschen.

Kopenhagen, Montag, 1. Oktober. Der Reichstag ist heute ohne Thronrede eröffnet worden. Bei der Präsidentenwahl wurden in beiden Kammern die bisherigen Mitglieder der Präsidien wiedergewählt.

London, Montag, 1. Oktober. Der Castle-Dampfer „Grantully Castle“ hat heute auf der Ausreise Lissabon passiert.

Briefkasten der Redaktion.

Bei Anfragen bitten wir die Abonnements-Quittung beizufügen. Briefe, die nicht beantwortet werden können, werden nicht ertheilt.

H. H. Dennenwirthstraße. Wir können nur bei unserer wohlwollenden Ansicht stehen bleiben, nach welcher wir jene Agitation für eine schädliche halten.